Der Stern

Heft 46 * 8. Jahrgang * 13. November 1955 * Verlagsort Hamburg

Der neue Roman
Schicksal
zu tauschen gesucht

DIE GROSSE ILLUSTRIERTE

Ich erschoß meinen Mann aus Versehen

„Ich liebe Du"

Wollen wir mal ein Ding drehen!

Neues HÖREN mit

PHILIPS

novosonic Radio

Neue Wege ging PHILIPS mit seinem Rundfunkgeräte-Programm 1955/56. Vom kleinsten bis zum größten – von der PHILETTA bis zur CAPELLA – wurde der Klang aller PHILIPS Geräte verbessert, die bewährte Ausrüstung wurde verfeinert und ausgefeilt. PHILIPS bietet mit seinen Spitzengeräten den 3D-Raumklang in HI FI-Qualität. Die PHILIPS Radiogeräte sollen dazu beitragen, daß das Rundfunkhören wieder zum Mittelpunkt echter Heimmusik wird.

PHILETTA 254	braun	DM	**196,–**
	elfenbein	DM	**198,–**
	gold	DM	**203,–**
JUPITER 553/3 D		DM	**368,–**
	(ohne 3 D)	DM	**318,–**
JUPITER-PHONO 554		DM	**448,–**
JUPITER-TRUHE 652/3D		DM	**695,–**
SATURN 653/4 E/3 D		DM	**445,–**
SATURN-PHONO 654/4E/3D		DM	**558,–**
SATURN-TRUHE 752/4E/3D		DM	**818,–**
SATURN-VITRINE 754/4E/3D		DM	**958,–**
CAPELLA 753/4 E/3 D		DM	**575,–**
CAPELLA-TRUHE 853/4E/3D		DM	**1098,–**
	(mit Saturn-Chassis)	DM	**988,–**

PHILETTA 254

„Zwerg" unter den Rundfunkgeräten mit der Leistung eines „Riesen". Die PHILETTA ist das weitaus meistgekaufte Radiogerät der Welt. Jetzt stellt sie sich auch in goldenem Gewande vor.

6+2 AM-Kreise, 9+2 FM-Kreise, 6 Röhren=13 Funktionen.

JUPITER-TRUHE 652/3D

Ein gediegenes, geschmackvolles Möbelstück aus dunkel poliertem Nußbaum-Gehäuse mit reichen Goldverzierungen. Die JUPITER-TRUHE bietet mit ihren 3 Duo-Lautsprechern in 3 D-Anordnung eine hervorragende Klangqualität.

6+2 AM-Kreise, 11+2 FM-Kreise, 8 Röhren=15 Funktionen

CAPELLA 753/4E/3D

Das Spitzengerät der PHILIPS Rundfunkserie. Die Capella bietet 3D-Raumklang in HI FI-Qualität durch den Bi-Kanalverstärker, die Serien-Gegentakt-Endstufe „4 E", den harmonischen Klangkontrastregler und vier Lautsprecher in 3 D-Anordnung. Mit der Fest-Sender-Automatik wird die Senderwahl wahrhaft souverän gelöst.

8+2 AM-Kreise, 11+2 FM-Kreise, 11 Röhren, 14 Drucktasten.

PHILIPS

ZU UNS

Der klei

ist ein musik
auf dem Winte
nen Komödie
Hamburg st
(nebenbei Re
ane König (d
halben Jahr b
Siglinde König
aber nicht sch
Hauptrollen 1

Der

erscheint a
Verlag He
Hamburg 1, C
Tel. 32 28 91,
oder 32 53 31 ·
Chefredakt
Stellvertre
Redaktion: F
Dahl, Joachim
nenhofer, Fr
Kortmann, Ha
Günter Radtke
hard Seeliger
Wolber,
Chefrep
Berli
Armin Schönb
neberger Ufe
Fernschrei
Südde
Dr. Wilhelm
Arcostraße 5,
schreiber
Westde
Ernst Grossar
straße 2
Frank
Bruno Waske
der Körnerwi
Südwestd
Reinhard Üb
gau, Karls
Ausländ
Wien: Eberh
Rosenbursens
Ferns
Zürich: Enno
bühlstraße 1
Rom: G. M. S
cesco Crisp
Paris: Edmu
215 bis. Ba
Telef
London: Pet
SW 10,
Telefon
Telegramm
Skandinavien
Solna, Haga
New York: Y
New York 28
Telefon
Rio de Ja
Rio de Ja
Macedo
Anzeigen u
neß GmbH,
(Pressehaus)
preis nach
1955. Alle Z
des Verlage
mann, Wirtz
Postscheck H
Einzelheftes
frei Haus
gebühr, Mo
zuzüglich Z
nehmen sä
schriftenhan
lag entgeg
mit ausdrü
Verlages in
den. Satz:
GmbH., Ha
rienstraße 1
Tiefdruck: G
Itzehoe in
Printed in

ZU UNSEREM TITEL

Der kleine Napoleon

ist ein musikalisches Lustspiel, das auf dem Winterprogramm der „Kleinen Komödie" Peter Ahrweilers in Hamburg steht. Hans Richter (nebenbei Regisseur) und Christiane König (die, wie wir vor einem halben Jahr berichteten, eigentlich Siglinde König heißt, diesen Namen aber nicht schön findet) spielen die Hauptrollen TITELFOTO: Kallmorgen

Der Stern

erscheint an jedem Mittwoch im

Verlag Henri Nannen GmbH

Hamburg 1, Curienstr. 1, Pressehaus
Tel. 32 28 91, Nachtnummern: 32 05 28
oder 32 53 31 · Fernschreiber 021 11 83

Chefredakteur: Henri Nannen

Stellvertreter: Karl Beckmeier

Redaktion: Frank Arnau, Günther Dahl, Joachim Heldt, Dr. Gerd Hennenhofer, Franz Kliebhan, Erhard Kortmann, Hans Nogly, Rolf Oertel, Günter Radtke, Viktor Schuller, Eberhard Seeliger, Marion Stinze, Kurt Wolber, Ingela Zimmermann

Chefreporter: Pitt Severin

Berliner Redaktion:
Armin Schönberg, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 59, Telefon 24 51 52, Fernschreiber Berlin 028 38 67

Süddeutsche Redaktion:
Dr. Wilhelm Rüdiger, München 2, Arcostraße 5, Telefon 5 53 53, Fernschreiber München 052 32 04

Westdeutsche Redaktion:
Ernst Grossar, Düsseldorf, Scheurenstraße 23, Telefon 2 51 47/8

Frankfurter Redaktion:
Bruno Waske, Frankfurt a. M., Auf der Körnerwiese 5, Telefon 5 40 24

Südwestdeutsche Redaktion:
Reinhard Überall, Freiburg i. Breisgau, Karlstraße 40, Telefon 42 95

Ausländische Redaktionen:
Wien: Eberhard J. Strohal, Wien I, Rosenbursenstr. 8, Telefon R 2 32 98, Fernschreiber 01/1633

Zürich: Enno Kind, Zürich 44, Krähbühlstraße 126, Telefon (051) 24 40 25

Rom: G. M. Schuller, Rom, Via Francesco Crispi 36, Telefon 47 46 10

Paris: Edmund Lutrand, Paris VIIe, 215 bis. Boulevard St. Germain, Telefon Babylon 11 36

London: Peter G. Wichman, London SW 10, 19, Redcliffe Square Telefon: FRE mantle 22 98 Telegramme: pixfeature London

Skandinavien: Världsfoto, Stockholm-Solna, Hagavägen 77, Tel.: 27 00 88

New York: Yvonne M. Spiegelberg, New York 28 N. Y., 162 East 81st Street, Telefon BU tterfield 8-6976

Rio de Janeiro: Gerda Neuber, Rio de Janeiro, R. Buarque de Macedo 5, Telefon 45 — 44 33

Anzeigen und Vertrieb: Henri Nannen GmbH, Hamburg 1, Curienstr. 1 (Pressehaus), Tel. 32 28 91. Anzeigenpreis nach Tarif, Liste 15 vom 1. 1. 1955. Alle Zahlungen auf das Konto des Verlages beim Bankhaus Brinckmann, Wirtz & Co., Hamburg 1, oder Postscheck Hamburg 84 80. Preis des Einzelheftes 0,50 DM, bei Lieferung frei Haus zuzügl. ortsübl. Zustellgebühr, Monatsabonnement 2,16 DM zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen nehmen sämtl. Postanstalten, Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag entgegen. Der Stern darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. Satz: Gruner Druck GmbH., Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus). Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein. — Printed in Germany.

Nach dem Verzicht der Schwester: Königin Elizabeth empfängt Gina Lollobrigida

Staatsräson

Gottesgnadentum hat keinen Anspruch auf Liebe

Während die unmittelbar nach Margarets Verzichterklärung aufgenommenen Bilder von ihr und Peter Townsend (links und rechts) das tiefe Mitgefühl vieler Engländer erregten, waren konservative Briten stolz auf die souveräne Haltung ihrer Königin bei dem Filmempfang im Odeon-Theater. „Margaret opferte sich beispielhaft für die Krone", sagen die einen — „Sie hat sich von der Diktatur überholter Konventionen unterdrücken lassen", sagen die anderen.

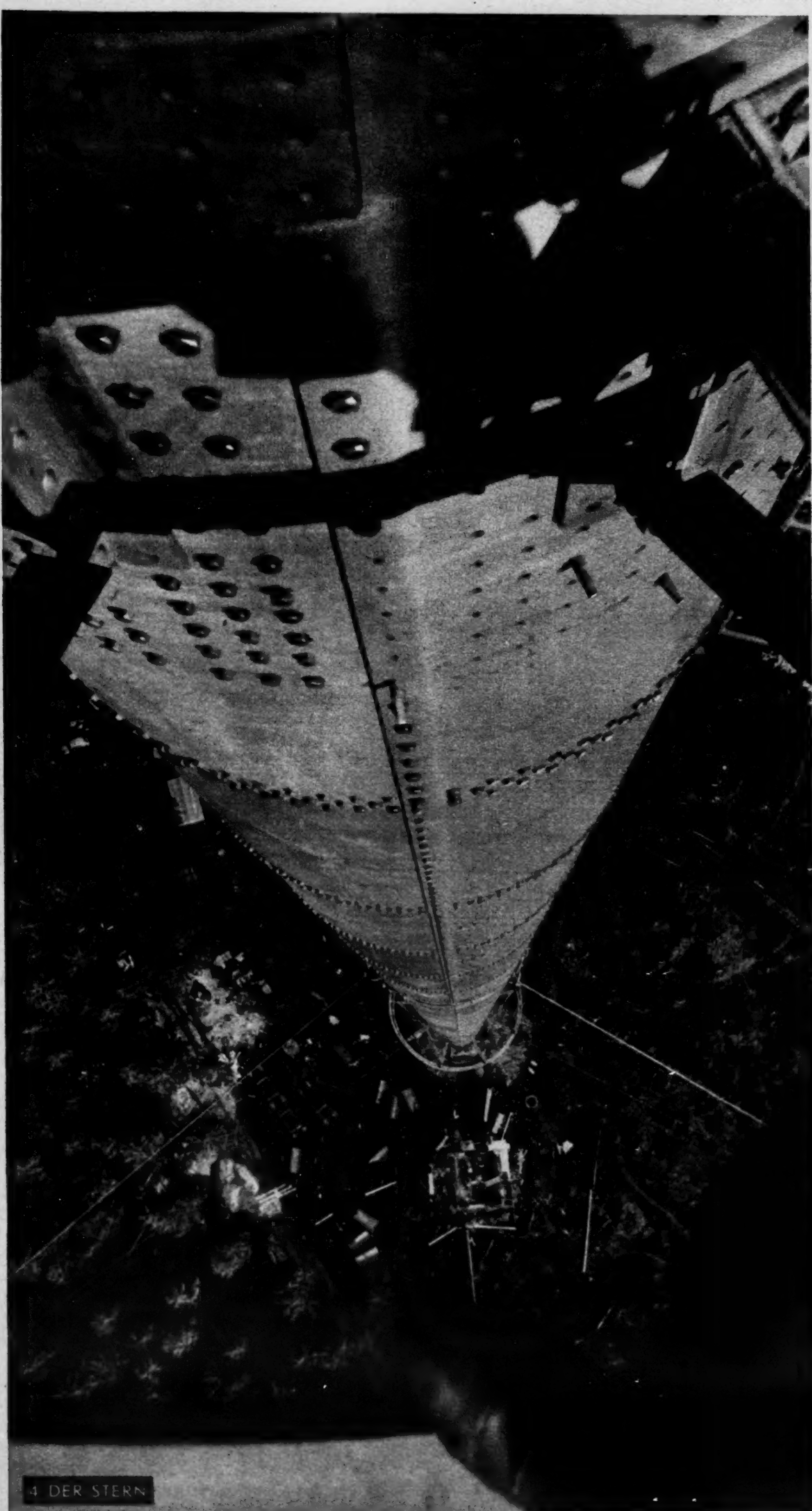
Die Höhe *von 820 Metern über dem Meeresspiegel machte das Harzer Torfhaus zum idealen Bauplatz für den neuen Mammut-Sendeturm*

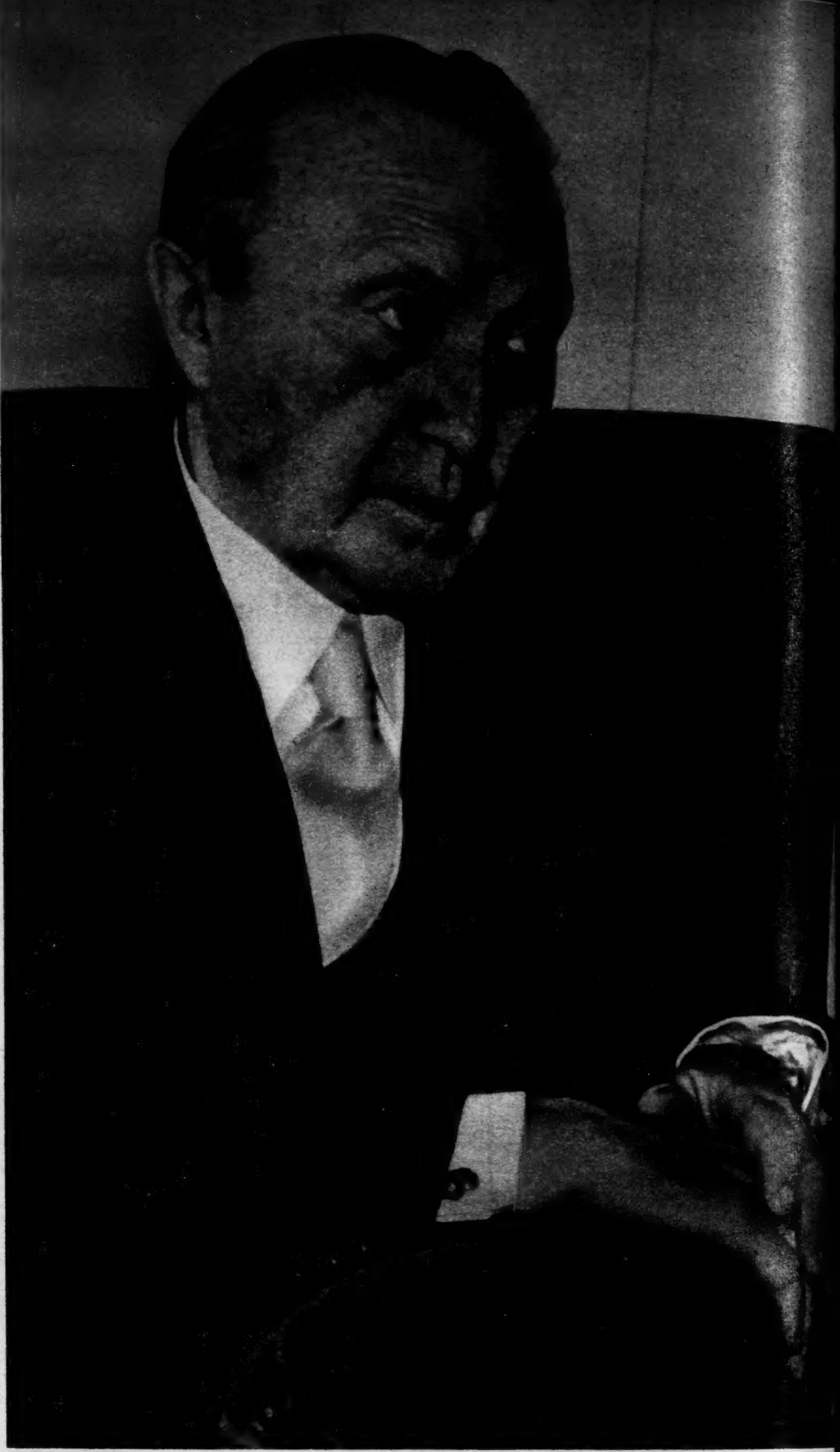
Ein neuer Sender über den Wolken

Spitzenleistung des NWDR im Harz

Noch in diesem Winter werden die Hörer des nördlichen Mitteldeutschland all ihre Sorgen um einen einwandfreien Rundfunkempfang los sein. Der NWDR beendet in dieser Woche die Bauarbeiten an seinem neuen Fernsehturm, einem Wunder moderner Konstruktion, der vom Harzer Torfhaus aus in einer Höhe von 1070 Metern (Turmhöhe: 250 m) alle Hör- und Sehfunkprogramme des NWDR ausstrahlen soll.

Von oben *gesehen hält man es für unmöglich, daß dieser Riesenturm auf einer Spitze von nur 30 cm Durchmesser ruht*

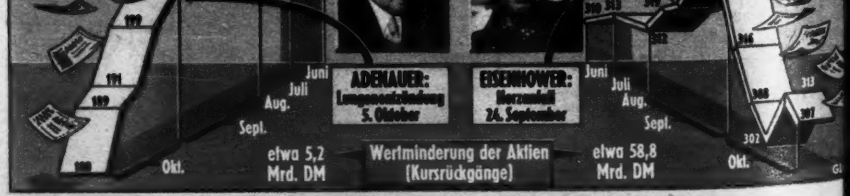




Der genesende Kanzler war viel schwerer erkrankt, als die Bulletins offiziell meldeten

Teure Patienten

Am 24. September stockte der Pulsschlag der Welt: Präsident Eisenhower hatte einen schweren Herzanfall erlitten. Schon am 5. Oktober eine neue Alarmnachricht: Bundeskanzler Adenauer war an einer Lungenentzündung erkrankt. An diesen beiden Tagen zeigte sich, an welch dünnem Faden unser aller Schicksal hängt, wieviel die Gesundheit der Mächtigen für die Welt bedeutet. In den USA erschütterten Kursstürze im Wert von rund 58,8 Milliarden DM die Wirtschaft. In Deutschland war es dasselbe: von heute auf morgen sanken die Aktienwerte um rund 5,2 Milliarden DM. Zwei Menschen waren krank, und sofort mußten Millionen Menschen um Glück und Zukunft bangen. Diesmal war es nur eine Warnung. „Ike" lächelt wieder, und auf seinem Schlafanzug steht: „Es geht viel besser, danke!" Auch Dr. Adenauer hat die Krankheit überwunden — aber die eindringliche Warnung bleibt.



Die Kursstürze bewiesen: Wohlstand und glückliche Zukunft haben ein schwaches Fundament

ell meldeten

en

Deutschland
auf morgen
und 5,2 Mil-
aren krank,
enschen um
Diesmal war
lächelt wie-
g steht: „Es
n Dr. Aden-
wunden —
ung bleibt.

Fundament

Der mächtigste Mann der Welt. *In einem Rollstuhl ließ sich Präsident Eisenhower zum erstenmal nach seiner Herzattacke in die warmen Strahlen der Herbstsonne fahren. Den optimistischen Schlafanzug mit den Generalssternen schenkten ihm Journalisten*

Nun wollen wir mal ein Ding drehen!

Sechs Jahre brauchte Niedersachsens abgesetzter Totochef Heinz Göing, um auch ohne einen Gewinn durch das Toto reich zu werden

Der richtige Dreh *war gar nicht so schwer. Seit Bestehen des Niedersachsen-Totos wurden für die Zusatzwetten insgesamt 404 Eigenheime mit dieser Glückstrommel ausgelost. Aber nicht alle Hausgewinner wollten bauen. Totochef Heinz Göing, der ja an der Quelle stand (unser Foto), machte sich eins, zwei, drei zum Vermittler zwischen den Gewinnern und anderen Bauinteressenten. Gegen 10 bis 22 Prozent Provision traten die Gewinner ihre Anrechte an Göing ab, der sie dann in elf nachgewiesenen Fällen weiterverkaufte. Sein Gewinn aus diesem lukrativen Nebengeschäft betrug 23 000 DM*

Leben und leben lassen, *war Göings gern gehörter Wahlspruch. Herr von Berckefeld (unser Foto) erinnerte sich daran, als er mit seiner Totoannahmestelle in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet. Er lieferte Göing zwar prompt die gesammelten Tipscheine ab, behielt jedoch zunächst das eingezahlte Geld für sich, um damit erst mal sein Geschäft gründlich zu sanieren*

Heinz Göing ist abgesetzt. Sechs Jahre lang leitete er das Niedersächsische Fußballtoto, in dem er zwar nie etwas gewann — aber durch das er trotzdem reich geworden ist. Und zwar durch die hohen Vermittlungsprovisionen, die er von Eigenheimgewinnern kassierte, die ihre im Toto gewonnenen Baugelder von 16 000 bis 18 000 D-Mark lieber in bar haben wollten. Göings offizieller Entlassungsgrund, er habe 50 000 Mark für Werbezwecke nach Belgien geschickt, von denen der Aufsichtsrat nichts wußte, kann aber nicht von anderen dunklen Punkten in der Karriere des Totochefs ablenken, die offiziell nicht erwähnt wurden. Unter seiner Geschäftsführung ist es bei verschiedenen niedersächsischen Totoannahmestellen Brauch geworden, eingenommene Wettgelder nicht an die Zentrale abzuführen, sondern damit erst einmal das eigene Geschäft zu sanieren. Eine Untersuchungskommission wird jetzt zu klären haben, ob Göings Reichtum (eine Luxusvilla, drei Mietshäuser, fünf Autos in sechs Jahren) nicht auch aus solchen trüben Quellen gespeist wurde, über die er wohl sehr schützend seine toleranten Hände hielt.

Von nichts kommt nichts *sagten Göings Gegner schon vor Jahren, als er sich das hübsche Häuschen mit Privatschwimmbad (Foto links) gebaut hatte. Selbst ein Direktorengehalt von rund 2000 DM reicht für solche Sprünge nicht aus; und erst recht nicht dann, wenn man sich – wie Göing – innerhalb weniger Jahre hintereinander fünf Autos kauft. Der amerikanische Straßenkreuzer auf unserem Foto oben ist seine letzte Errungenschaft*

Mit geschlossenen Augen *ließ Oberregierungsrat Hünecke vom niedersächsischen Kultusministerium (auf unserem Foto links) den Göing-Skandal vor sich Revue passieren, als der Landessportbundvorsitzende Albert Lepa (stehend) auf einer Pressekonferenz offiziell die Absetzung Göings bekanntgab. Immerhin war es Hünecke, der dem ehemaligen Sportlehrer Heinz Göing aus alter Freundestreue seinen Job besorgte. Von den schiefen Geschäften seines Protektionskindes habe er jedoch, wie auch der Totoausschuß, erst jetzt durch die laufenden Untersuchungen etwas erfahren, gestand Hünecke — sichtlich betroffen*

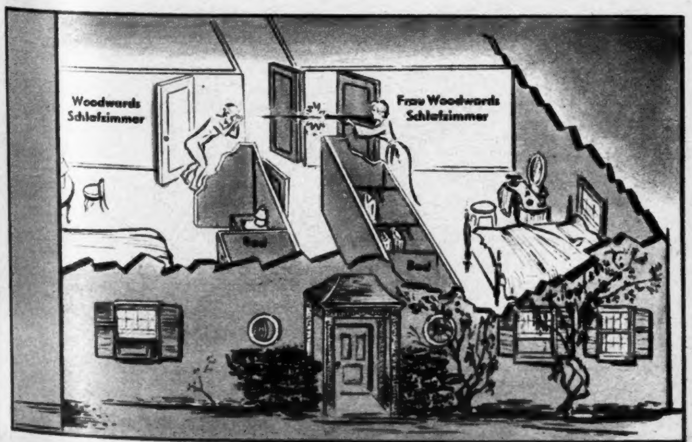
Ein Irrtum und seine tragischen Folgen: *Der leblose Körper des Millionärs William Woodward wird aus dem Landhaus getragen. Es ist zwei Uhr nachts. Um Mitternacht waren Woodward, der sein Millionenvermögen als Amerikas erfolgreichster Vollblutzüchter verdient hat, und seine Frau Ann, ehemaliger Fernsehstar, Gäste auf einer Party bei der Herzogin von Windsor. Dann fuhren sie nach Hause und suchten ihre getrennten Schlafzimmer auf. Zwei Stunden später geschieht es . . .*

Ich erschoß meinen Mann aus Versehen

Eine amerikanische Tragödie in der Millionärsvilla

Der Nachtwächter Steve Smith ließ erschrocken sein Schlüsselbund fallen: zwei Schüsse zerrissen den Schleier der Nacht über dem New Yorker Villenviertel Long Island. Smith stürzte in das Landhaus, aus dem die Schüsse kamen. Der Kegel seiner Taschenlampe beleuchtete eine gespenstische Szenerie: über einen verbluteten Mann gebeugt stand eine junge schöne Dame. Sie starrte mit weit aufgerissenen Augen den Toten an und ungläubiges Grauen war in ihrem Blick. Ann Woodward hatte sich selbst zur Witwe gemacht, als sie ihren Mann William erschoß.

Millionär Woodward



Eine Diele knarrt *und Ann schreckt aus dem Schlaf hoch. In panischer Angst greift sie zu einem Jagdgewehr und öffnet ihre Schlafzimmertür. Im Dunkeln erkennt sie die Umrisse eines Mannes, legt an und drückt zweimal ab. Da sieht sie, daß es ihr eigener Mann ist, den sie für einen Einbrecher gehalten und erschossen hat. Sie wirft sich auf seinen leblosen Körper und bedeckt ihn mit Küssen, als wolle sie ihn wieder zum Leben erwecken. Zu spät. Mit einem schweren Nervenzusammenbruch wird sie ins Krankenhaus eingeliefert. – Bild rechts: Ann als strahlender Mittelpunkt einer Party bei der Herzogin von Windsor — zwei Stunden vor der Tragödie*

Es ist so leicht, verrückt zu sein

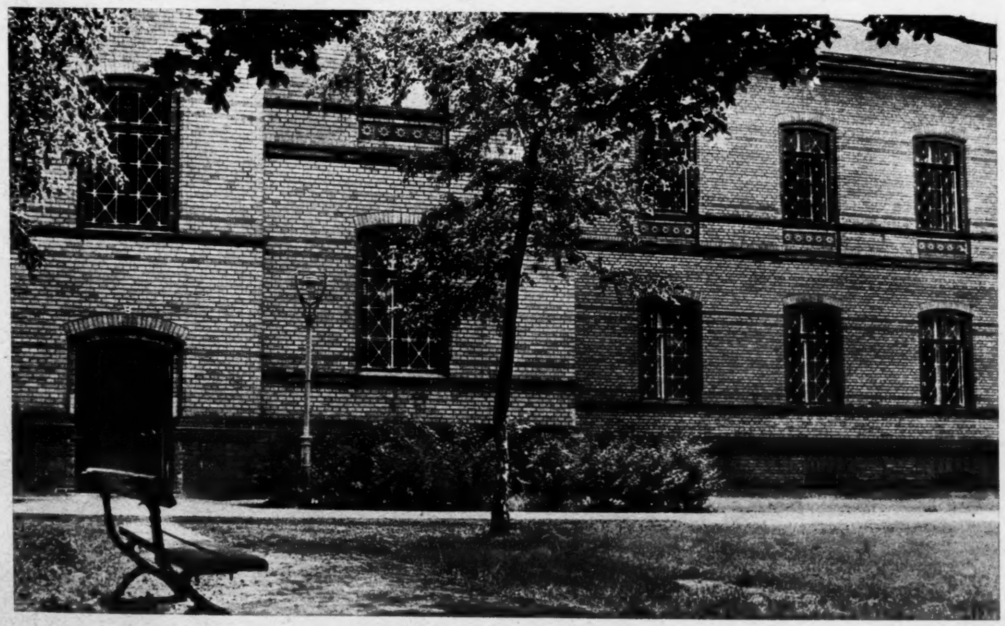
Die unbequeme Mieterin verschwand in der Irrenanstalt

Das geduldige Miteinanderleben verkehrt sich bei der gemeinsamen Küchenbenutzung oftmals in Haß. Einfach ist das nicht, wenn zwei alte Frauen hinter derselben Korridortür hausen, die eine als Haupt-, die andere als Untermieterin. Als in diesem Fall die 68jährige Marie-Luise Tzschoplik, die als Untermieterin für ihr Zimmer 60 Mark bezahlte, erfuhr, daß die ganze Wohnung der Hauptmieterin Reinhard nur 59 Mark kostete, war sie empört. Sie ließ die Miete für ihr Zimmer in der Marburger Straße in Berlin W 50 amtlich festsetzen und zahlte fortan 31,30 DM. Von da an war Frau Tzschoplik in den Augen der Frau Reinhard eine unbequeme Mieterin. Ein gehässiger Nachbar wußte Rat: „Sie müssen sagen, die ist verrückt und bedroht Sie, dann werden Sie die Tzschoplik bald los, die verschwindet einfach in 'ner Klapsmühle, passen Sie mal auf!" Und Frau Reinhard, die Hauptmieterin, paßte auf. Sie führte einen Streit herbei, wartete, bis ihre Untermieterin richtig wütend war, und schrie dann um Hilfe. Prompt erschien ein Nachbar als Zeuge und bestätigte auf einem Zettel, jawohl, die Tzschoplik hat Frau Reinhard bedroht. Mit diesem Zettel lief Frau Reinhard zum Amtsarzt von Charlottenburg, dem Dr. March, und erzählte ihm die Geschichte von der Bedrohung. Wegen Gemeingefährlichkeit verfügte Dr. March die Einweisung der Luise Tzschoplik in die Heilanstalt Wittenau, und dort blieb sie 22 Monate, und da sie allein auf der Welt war, verwitwet und ohne Freunde und Bekannte, krähte kein

Irren ist menschlich – *im Falle der Luise Tzschoplik ist Dr. March, der Amtsarzt von Charlottenburg, einem Irrtum erlegen, wie das Gericht sagte. Wer schützt nun einen so tüchtigen und bekannten Arzt wie Dr. March (außer seinem Amt bei der Stadt ist er Chefarzt der Neurologischen Abteilung des Krankenhauses am Ernst-Reuter-Platz) vor den Folgen eines Irrtums, der das Leben eines Menschen zerstören kann? Hier muß die richterliche Mitwirkung bei der Einweisung eines Patienten in eine Heilanstalt gefordert werden* FOTOS: ANNELIESE SCHULZ

Der 9. Zivilsenat des Berliner Kammergerichts *unter Vorsitz des Senatspräsidenten Clausnitzer (in der Mitte) sprach das letzte Wort. Aber ist mit 1000 Mark Schmerzensgeld ein beinahe tödlicher Irrtum berichtigt? Nur ein bundeseinheitliches Gesetz kann im Irrenwesen und in der Behandlung seiner schwierigen Probleme klare Verhältnisse schaffen*

Hahn mehr nach ihr. Die Protestbriefe und Eingaben, die sie an alle möglichen Stellen richtete, gingen erst gar nicht aus der Anstalt hinaus! Erst als ein Besucher heimlich eine Beschwerde an das Verwaltungsgericht mit hinausnahm, und als von dort eine Untersuchung angeordnet wurde, kam der Stein ins Rollen. Die Anstalt Wittenau fand plötzlich, daß die Patientin Luise Tzschoplik ja gar nicht gemeingefährlich sei — lassen wir sie also laufen. Der Fall Luise Tzschoplik kam vor das Kammergericht. Es kam zu dem Schluß, daß die Ärzte der Heilanstalt Wittenau die Untersuchung nach spätestens sechs Monaten hätten abgeschlossen haben müssen. Es kam ferner zu dem Schluß, daß der Amtsarzt Dr. March einem Irrtum erlegen, und daß demnach die Einweisung der Frau Tzschoplik nach Wittenau zu Unrecht erfolgt sei. Die 1000 Mark Schmerzensgeld, die die Richter der Luise Tzschoplik zusprachen, soll sie auch wirklich kriegen. Wäre es nämlich nach der Stadtverwaltung gegangen, dann hätte Wittenau diesen Betrag „verrechnet" — für Kost, Logis und Behandlung. „Aber ganz so ist es ja nicht", sagten die Richter, „denn schließlich hat Frau Tzschoplik nicht um ärztliche Betreuung gebeten ..." — Diese Geschichte ist ein Einzelfall, und keiner sollte jetzt sagen „siehste, da haben wir's wieder mal!" Aber dies sollten wir sehr laut sagen: wenn man einen Menschen gegen seinen Willen in eine Irrenanstalt bringt, dann ist das ein schwerer Eingriff in sein Recht auf persönliche Freiheit. Der Entscheid des Arztes allein wiegt hier zu leicht. Er muß ihn zusammen mit dem Richter treffen. Gemeingefährlich — das ist ein weiter Begriff und nicht allein eine Frage medizinischer Untersuchung, sondern auch eine Frage der objektiven Ermittlung, wie sie nur ein unabhängiger Richter anstellen kann.



Hinter den Gittern *der Heilanstalt Berlin-Wittenau saß Frau Luise Tzschoplik (Bild rechts) zweiundzwanzig lange Monate hilflos und zu Unrecht. Die Aussage ihrer Widersacherin hatte genügt, sie hier verschwinden zu lassen*

„Geschlagen hat sie mich zwar nicht", *sagt die Hauptmieterin Luise Reinhard heute, „aber ich fühlte mich bedroht und erzählte alles dem Doktor." Eine Tragödie unseres Alltags endete in der Irrenanstalt. Was nützten die zahllosen Proteste der überrumpelten Frau Tzschoplik? Nichts. Einem Zufall verdankte sie ihre Freilassung*

Nacht der tausend Kerz

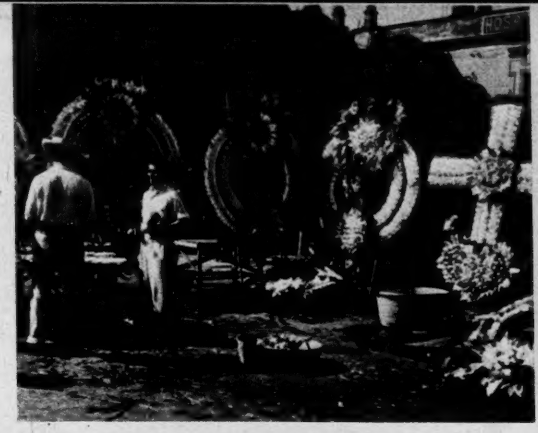
Sternreporter Dr. Fritz Neugass fotografierte zum erstenmal den Totenkult der Tascan-In

Ein leuchtendes Band schlängelt sich den Berg hinauf und wird verschluckt von dem Tor, das zum Friedhof führt. Stumm schreiten sie durch die Nacht, brennende Kerzen in den Händen, beladen mit Körben voller Mais, Fischen und Früchten. Die Indianerfrauen vom Stamme der Tarascan geben den Toten das Geleit, die am Allerseelentag auferstanden sind, um ihre Angehörigen in ihren Häusern zu besuchen. Daran glauben die Frauen von Janitzio, einem vulkanischen Inselchen inmitten des Patzcuaro-Sees in Mexiko, und sie ziehen voller Andacht, aber ohne Trauer den Berg hinauf; denn für sie hat der Tod keine Schrecken, er ist ihr Freund und Erlöser. Vielleicht sehen sie ihm auch nur deshalb mit dieser heiteren Gelassenheit entgegen, weil ihnen das karge Leben so wenig zu bieten hat. Aber trotz ihrer Armut ist den Tarascan-Indianern nichts zu schade für das prunkvolle Fest, das sie am Allerseelentag für ihre Toten feiern. Leckerbissen, die sie sich selbst versagen müssen, schleppen sie an die Gräber, fest davon überzeugt, daß die Toten den Duft und den Geschmack der Speisen aufnehmen. Fröstelnd und schweigend hocken die Frauen eine ganze Nacht an den Gräbern, und in ihren naiven Gemütern mischt sich christliche Frömmigkeit mit heidnischem Ahnenkult.

Wie ein glühender Lavastrom *zieht die Prozession der Indianerfrauen zu den Gräbern der Verstorbenen, die in dieser Nacht auferstehen sollen. Jedes Jahr am Allerseelentag lockt dieses faszinierende Schauspiel tausende von Touristen auf die kleine Insel, auf der sich die Tarascan-Indianer unvermischt erhalten haben. — Bild rechts: Der Schein der im kühlen Nachtwind flackernden Kerzen beleuchtet die verschlossenen Gesichter der Indianerfrauen, die mit den Toten stumme Zwiesprache halten*

…erzen

…der …scan-Indianer



Märchenhaft schöne Orchideen *werden zu Kränzen gebunden, die höher sind als die Menschen. Nicht jeder Tarascan kann sich einen solchen Kranz leisten. Deshalb werden sie weiter und weiter vermietet — bis die Orchideen welk sind*

Früchte der Barmherzigkeit *für die Toten, die keine Angehörigen mehr haben, werden von der Bevölkerung auf einen Katafalk aufgehäuft. — Bild rechts: Eine Christusfigur von erschreckender Realistik. Antlitz und Hände sind mit Blut bemalt*

Die Wahl hat begonnen, und begeistert verfolgen die jungen Äthiopier die erste „Miß-Wahl" in

Holde Aida — so nennt die moderne Jugend von Addis Abeba ihre ebenholzfarbene Schönheitskönigin. An Verdi und seine unsterbliche Opernmusik um die äthiopische Königstochter Aida dachte dabei niemand. Aber was Europa recht ist, ist Abessinien billig, meinten die Minister und Diplomaten des Negus, als sie im Zuge der allgemeinen Europäisierung Äthiopiens zum 25jährigen Krönungsjubiläum ihres Monarchen, Seiner Majestät Haile Selassie, in der Landeshauptstadt die erste offizielle Schönheitskonkurrenz Afrikas arrangierten.

Holde Ai

Miß-Wahlen in de egus-

Mit Grazie *und natürlicher Eleganz präsentiert die schwarzgelockte Schöne aus Addis Abeba ihr selbstgenähtes Abendkleid der gestrengen Jury im Endkampf um die begehrte Krone der „Miß Addis"*

Mit Bauchtänzen *versucht eine andere Bewerberin das Publikum von ihrer Schönheit zu überzeugen. Ein Gummigürtel ist die europäische Zugabe zum selbstgeschneiderten Kleid*

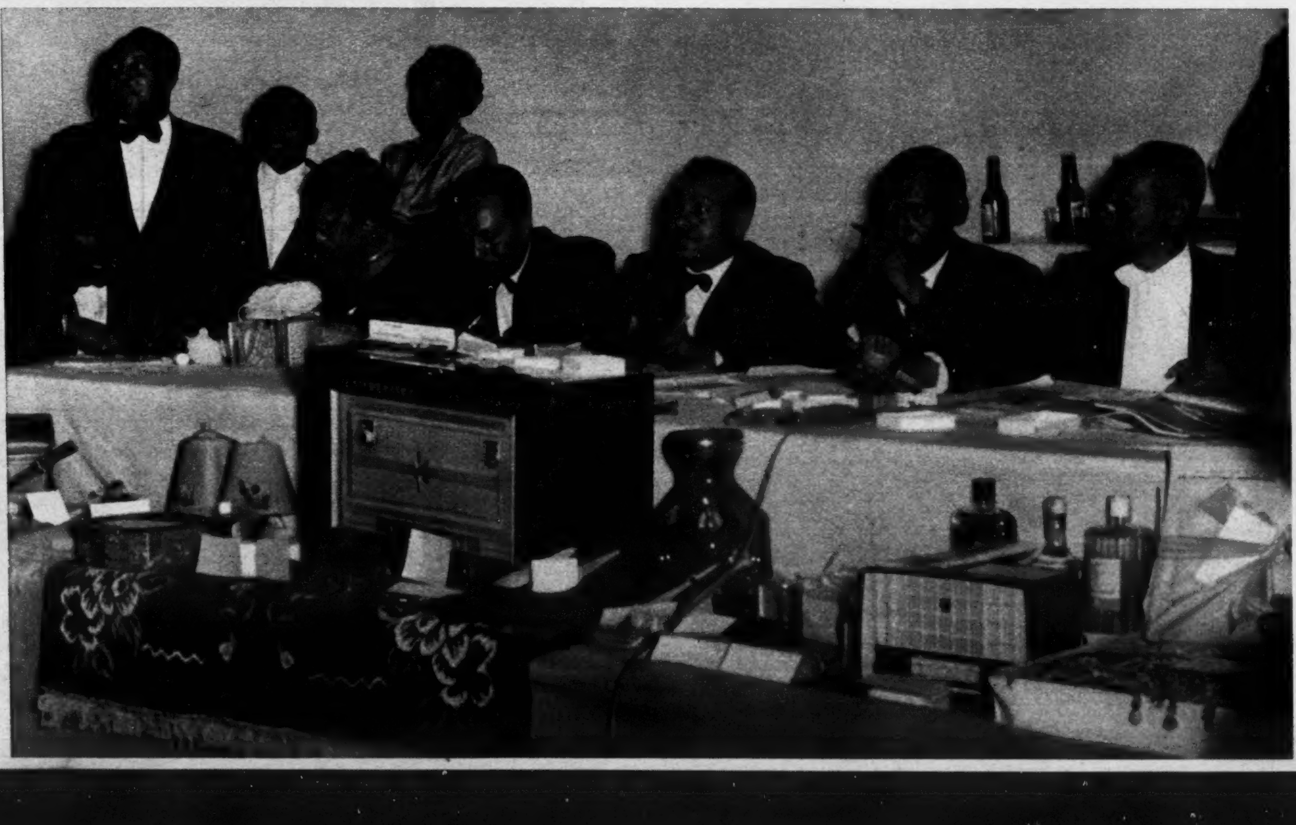
Mit H-Lin
Goldborduren
dem Laufsteg
Schuhe sind n

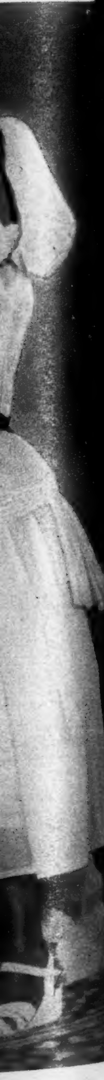
„Miß- Wahl“ in der Geschichte ihres Landes

...eAida

...n de...egus-Residenz

Die Schönste von Addis *wurde nach dem einstimmigen Urteil der Jury und des Publikums die 18jährige Aida Asfaw. Nachdem ihr der Oberbürgermeister von Addis Abeba die schwere goldene Krone persönlich in die schwarzen Locken gedrückt und die strahlende, glückliche Königin den Beifall huldvoll entgegengenommen hatte, begann ein großer Ball und die Verlosung gestifteter Preise, die während der Wahl vor den Richtertischen aufgebaut waren*





...eine andere
...er Schönheit
... ist die euro-
...iderten Kleid

Mit H-Linie *und kostbaren alt-äthiopischen Goldbordüren erschien die 20jährige Ashra auf dem Laufsteg. Die weißen Nylonsöckchen und Schuhe sind natürlich aus Europa* FOTO: dpa/Seib

SIEMENS

STAUBSAUGER

STANDARD

Etwas wirklich Neues bringt der silbersandgraue STANDARD-Staubsauger: leichte, unzerbrechliche Plastic-Düsen, die Möbel und Gewebe schonen.
Neu ist auch die Drehgelenkdüse mit Fadenheber und eine Aufsteckbürste mit weichem Gummikörper.

Das waschbare PERLON-Filter läßt sich schnell und hygienisch reinigen.

Der Siemens-STANDARD ist ein richtiges Universalgerät, leistungsstark und formschön.

Siemens-Staubsauger gibt es in jeder Größe, in jeder Preislage, für jeden Bedarf!

SIEMENS-SCHUCKERTWERKE AKTIENGESELLSCHAFT

Hitlers Kamm[erd…]

Als dem Stern vor drei Wochen von einem englischen Sensationsblatt die Memoiren von Hitlers Kammerdiener Heinz Linge angeboten wurden, da haben wir den Bericht aus drei Gründen abgelehnt: 1. Das uns vorgelegte Material enthielt nichts, was nicht inzwischen hundertmal veröffentlicht ist. Hitlers Kammerdiener Krause, seine Sekretärinnen und seine nächsten Mitarbeiter haben Bücher geschrieben, die man in jeder Buchhandlung kaufen kann, und zahllose Zeitungsartikel sind danach geschrieben worden. 2. Herr Linge, der seinen „Führer" nach wie vor bewundert, ist für uns kein objektiver Zeuge. Zudem ist seine Erinnerung so lückenhaft, daß er gleich erklärte, den Bericht nicht selbst schreiben zu können. Der wirkliche Verfasser ist ein englischer Journalist, dem Linge nur zur Seite steht. 3. Wir halten den Wettlauf der internationalen Skandalpresse nach diesem Bericht über „Hitler in Unterhosen" für eine der beschämendsten Affären der Nachkriegszeit. Während unsere Kriegsgefangenen die besten Jahre ihres Lebens für uns geopfert haben, während Hunderttausende unter uns für immer vergeblich auf die Heimkehr ihrer Väter, Söhne und Brüder warten, wird dieses schmutzige Geschäft mit dem Namen jenes Mannes gemacht, dem wir die Toten, die Vermißten, die Gefangenen und die Verwundeten dieses Krieges zu verdanken haben. Der Stern hat den Kaufpreis der Linge-Geschichten aufgewendet, um mittellosen Heimkehrern zu helfen. Inzwischen kündigt eine Münchener Illustrierte an, daß sie über das Abdrucksrecht des Berichtes von Linge verfüge. Sie würde die Geschichte aber nur veröffentlichen, wenn ihre Bezieher es wollen. Nun, man muß seine Leser schon für reichlich dumm halten, wenn man sie glauben machen will, daß man einen Bericht erst für viel Geld kauft, um seine Veröffentlichung dann von ihrer Zustimmung abhängig zu machen.

Heiße Diskuss[…] um H[…]

NEWS OF THE WORLD

HITLER'S PRIVATE LIFE: OUR WORLD SCOOP

We Sign Fuehrer's Valet To Tell Everything

THE MAN WHO SAW HIM DIE!

Ich war Hitlers Kammerdiener

REVUE ist die einzige Zeitung, die über das Abdrucksrecht der A[…] Heinz Linges für

REVUE fragt deshalb ihre Leser: […]n Sie den

Antworten Sie uns unverzüglich! Schreiben Sie! Rufen Sie an! Te[…] Auf Sie kommt

1500 DM forderten Linges Manager für das angeb[…]alige Foto Hitlers m[…]

Wir kennen solche Fragen, für die der Fragesteller die Entscheidung schon parat hat. „Wollt ihr den totalen Krieg?" fragte Goebbels im Sportpalast. Was hätte da das „Nein" seiner Zuhörer wohl gewo-

gen? Und so w[…] ihrer nächsten […] überwältigende […] Tausenden von […] Anrufen nach H[…]

20 000 DM verteilt der Stern an mittellose Kriegsgefangen[…]er sind wei[…]

Heinz Brauns aus Gelsenkirchen-Buer wurde als Eisenbahnpionier im Mai 1945 bei Danzig gefangengenommen. Die Eltern starben, zwei Brüder sind gefallen. Schwer krank kam er aus Asbest zurück.

Liliane Virtchenco aus Berlin ging im Juli 1946 schwarz über die Zonengrenze. 9 Jahre Karaganda waren der Lohn. Ihr Kind spricht nur russisch. Vom kriegsgefangenen Vater fehlt jede Spur.

Richard Thun war Werkslagerführer in Leuna. Im August 1945 holten ihn die Sowjets aus seiner Wohnung, weil er Fremdarbeiter beschäftigt hatte. Hinter dem Ural schleppte er Steine zum Straßenbau.

Elise Frischka aus […] als 76jährige aus […] rück. 1945 wurde […] Mann verhaftet, w[…] schen Spiritus verste[…] ihrem Mann hat sie[…]

Toni Mansch arbeitete beim Sozialamt in Ostberlin. Als 1946 ihre Freundin, die Sängerin Maria Jakisch, verhaftet wurde, wollte sie ihr helfen. Da machten die Russen auch sie zur „Spionin".

Hans Roßbach aus Bad Hersfeld wurde bereits 1948 entlassen. Aber die Krankheit seiner Frau und seines Kindes ließen ihn immer noch nicht hochkommen. Der Heimkehrerverband wies uns an ihn.

Rita Schwarz wurde im Januar 1946 aus einem Dorf bei Königsberg verschleppt. Von ihrem Mann hörte sie nie wieder etwas. Als sie im März 1955 aus Kasakstan entlassen wurde, wog sie 76 Pfund.

Leopold Reißner fa[…] Entlassung Unterk[…] Hamburger Fabriks[…] soll er räumen und[…] Kindern in ein […] Das ist der Dank de[…]

rdiener weiß nichts Neues

ss um Hitlers Kammerdiener

LINGE WAR ZEUGE der jahrelangen Beziehung Hitlers zu Eva Braun und der schon im Schatten des nahen Selbstmords vollzogenen Trauung dieses seltsamen Paares ● LINGE ERLEBTE die vertraulichen Zusammenkünfte Hitlers mit seinen engsten Mitarbeitern, wie Göring, Goebbels, Heß, Bormann, Ribbentrop, Keitel ● LINGE WAR DABEI, als Hitler vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges mit ausländischen Staatsmännern, wie Churchill, Lloyd George, Chamberlain, Daladier und Mussolini, konferierte ● LINGE WEISS BESCHEID über die Beziehungen der NS-Größen untereinander ● LINGE IST IM BILDE, wie es dazu kam, daß Heß nach England flog, als der Krieg noch unentschieden schien ● LINGE KANN BERICHTEN, wie Hitler auf die Nachricht vom Untergang der 6. Armee in Stalingrad reagierte ● LINGE HAT GESEHEN, wie Hitler in Friedenszeiten bei festlichen Empfängen schönen Frauen schmeichelte und sie mit Gunstbezeigungen verwöhnte ● LINGE KANNTE HITLER wie kein anderer Mensch: in seinen alltäglichen Lebensgewohnheiten, in seinen berüchtigten Wutausbrüchen, in seinem blinden Siegestaumel und in seinen dunklen Vorahnungen der herannahenden Katastrophe.

recht der A... Heinz Linges für Deutschland verfügt. REVUE wird diesen Bericht nur veröffentlichen, wenn ihre Leser es wollen.

Leser: ...n Sie den Bericht von Heinz Linge lesen? JA oder NEIN?

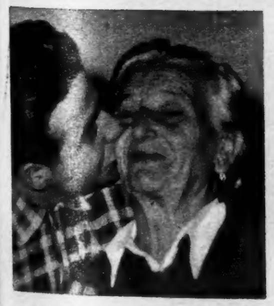
...n Sie an! Te... Auf Sie kommt es an! Bei Ihnen liegt die Entscheidung! REVUE, München 9, Harthauser Straße 50, Tel. 49 22 21

...das angeb...alige Foto Hitlers mit seinem Kammerdiener. Dabei wurde es schon hundertmal veröffentlicht

... die der ...on parat ...?" fragte ...hätte da ...al gewo-gen? Und so wird denn die Zeitschrift in ihrer nächsten Nummer berichten, daß die überwältigende Mehrheit ihrer Leser in Tausenden von Briefen, Telegrammen und Anrufen nach Heinz Linges Bericht schreit. Und dann wird man den Schritt vom zensierten Hofbericht über Adenauer zu Hitlers Kammerdiener bedenkenlos tun. Und die alte Hose wird neu aufgebügelt werden — noch dazu mit englischen Bügelfalten.

...fangen...er sind weitere Heimkehrer, denen wir helfen konnten

... Werkslager- ... August 1945 ...s aus seiner ...remdarbeiter ...er dem Ural ... Straßenbau.

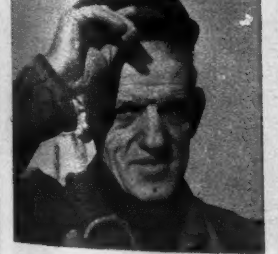


Elise Frischka aus Berlin kehrte als 76jährige aus der Tundra zurück. 1945 wurde sie mit ihrem Mann verhaftet, weil sie 2 Flaschen Spiritus versteckt hatte. Von ihrem Mann hat sie nichts gehört.

Ingeborg Müller schrieb aus Schwerin im September 1948 einen verzweifelten Brief an westdeutsche Verwandte. Wegen „antisowjetischer Äußerungen" verurteilte man sie zu 25 Jahren Workuta.

Christel und Arthur Donnert wollten sich 1947 aus Königsberg nach dem Westen durchschlagen. Wegen „Grenzvergehens" kamen sie in verschiedene russische Lager. Mittellos trafen sie in Friedland ein.

...n Januar 1946 ... Königsberg ...n Mann hörte ...s. Als sie im ...kstan entlas- ...ie 76 Pfund.



Leopold Reißner fand nach seiner Entlassung Unterkunft in einer Hamburger Fabriksbaracke. Nun soll er räumen und mit Frau und Kindern in ein Massenquartier. Das ist der Dank des Vaterlandes.

Elisabeth Fuhrmann aus Köln suchte ihre Eltern in Schlesien und wurde 1946 verhaftet. In der Ziegelei in Workuta lernte sie einen deutschen Kriegsgefangenen kennen. Er wurde der Vater ihres Kindes.

Marie Kabbeck flüchtete 1945 von Tapiau nach Königsberg, als man sie aufgriff. Ihr 16jähriger Sohn verhungerte in einem Lager, sie selbst wurde für tot erklärt und ihr Mann heiratete zum zweitenmal.

Zwei Rußlandheimkehrerinnen schildern ihr Schicksal:

Die „sibirische Nachtigall"

Mein Kind nennt mich „Matka"

Im Speisesaal des Rotkreuz-Müttergenesungsheimes auf den Anhöhen des niedersächsischen Städtchens Einbeck steht ein Klavier. Harte, ungelenke Finger gleiten zögernd über die Tasten, als wollten sie sich für ihr langes Fernbleiben entschuldigen. Aus den schüchternen Tönen werden Akkorde. Die Hände, die jahrelang nur den Stiel einer Axt oder einer Schaufel umklammert haben, gewöhnen sich erstaunlich schnell an die glatte Tastatur, die Melodie eines Liedes erklingt, und eine einschmeichelnde, geschulte Frauenstimme singt dazu. Es ist ein einfaches, sentimentales und ziemlich abgedroschenes Lied aus einer Operette. Aber die Frau, die an einem Oktobernachmittag im Speisesaal des Müttergenesungsheimes staunend über die Fertigkeit ihrer abgearbeiteten Finger spielt und singt, hat zu dieser Melodie ein unlösliches Verhältnis. Unzählige Male hat sie dieses Lied gesungen: auf der Bühne der größten Operettentheater Deutschlands, vor Rundfunkmikrofonen und in den Baracken sibirischer Straflager. In den sowjetischen Lagern nannte man sie „Die sibirische Nachtigall", in Deutschland hieß sie schlicht Mara Jakisch und war ein Operettenstar.

Im Herbst des Jahres 1946 tritt Mara Jakisch im Theater am Nollendorfplatz in Berlin auf. Eines Tages wird sie von einer Freundin zu einer Abendgesellschaft eingeladen. Diese Freundin hat in Berlin-Lichterfelde ein wunderschönes großes Haus, in dem ständig erstaunlich viele Gäste aus- und eingehen; Deutsche, Amerikaner, Franzosen ...

Mara Jakisch denkt sich nichts dabei. Sie staunt nur über den Luxus. Im Herbst 1946 sind nicht viele Berliner in der Lage, Abendgesellschaften zu geben. Trotzdem vergißt Mara Jakisch auch dieses Ereignis. Sie wird nach Dresden engagiert und singt ihre Liedchen in der Operette: „Himmelblaue Träume."

Aus diesen Träumen wird sie am 28. Dezember 1946 herausgerissen. Gleich nach der Vorstellung stürzt eine Kollegin aufgeregt in die Garderoben und schreit: „Kinder, draußen auf dem Vorplatz stehen Russen ... Sicher wollen sie Rudi Schiemann verhaften ..."

Rudi Schiemann ist Komiker. Er macht sich einen gefährlichen Spaß daraus, auf der Bühne das auszusprechen, was die meisten Ostzonenbewohner heimlich denken.

Mara verläßt mit ihrer Mutter arglos das Theater. Sofort wird sie von Russen eingekreist, die sie von ihrer Mutter trennen wollen. Die beiden Frauen klammern sich aneinander und schreien verzweifelt um Hilfe. Sie schreien auch noch im Auto, das mit ihnen über den Albertplatz in Richtung „Weißer Hirsch" davonrast.

In der Bautzner Landstraße sitzt hinter hohen Bretterzäunen die NKWD. Hier werden Mutter und Tochter getrennt. Mara muß sich in einem kahlen, grell beleuchteten und überheizten Raum auf einen Stuhl setzen. Ein bewaffneter Rotarmist nimmt ihr gegenüber Platz. Wortlos sitzen und warten sie so stundenlang.

Gegen drei Uhr nachts wird Mara zum General geführt. Der General ist Kavalier. Er bietet Mara Tee an. Auch Konfekt und Zigaretten gibt es, und einen artig plaudernden, gepflegten, hohen Offizier, der ganz beiläufig nach der Freundin in Lichterfelde fragt: Mara verkehre doch in dem luxuriösen Haus und könne sicher einiges sagen.

Mara sagt, was sie weiß.

„Nun gut", lächelt der General, „schreiben Sie das auf, meine Offiziere werden prüfen." Er gibt sein Generalsehrenwort, daß Mara spätestens in drei Tagen wieder zu Hause bei ihrer Mutter ist.

Mara atmet auf: Gott sei Dank, wenigstens die Mutter ist frei.

Nach drei Tagen ist der General nicht mehr Kavalier. Er fuchtelt und schreit. „Alles Lüge ... Spionin ... schwere Folge" ver-

(FORTSETZUNG AUF SEITE 52)

Das Künstlerehepaar *Hartung-Jakisch lebte in den letzten Vorkriegsjahren im siebenten Operettenhimmel. Alles, was zum Leben eines Operettensängers und einer beliebten Soubrette gehört, war ihnen vergönnt. In dieser glücklichen Zeit kam auch ihr Sohn Götz zur Welt. 1946 wurde die Ehe geschieden. Ein halbes Jahr später wurde Mara verhaftet und nach Sibirien verschleppt. Erwin Hartung sang weiter für den ostzonalen Rundfunk. Sohn Götz wurde von der FDJ erzogen*

Die maßlose Brutalität, *zu der die ostzonalen Machthaber fähig sind, wird am Schicksal der Frau Waldtraut aus Thüringen offenbar. Wenige Monate nach der Heimkehr ihres Mannes aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft wurde sie unter einem nichtigen Vorwand verhaftet, obwohl sie ein Kind erwartete. In einer dunklen Einzelzelle kam die kleine Gabriela zur Welt. In Sibirien wurden Mutter und Kind getrennt. Erst auf dem Heimtransport wurde der Frau das Kind zurückgegeben*

Pleureusen-Louise, Anno 1908, war eine stattlich-schöne Dame

Alte Liebe brachte warmen Segen

In England starb kürzlich Lady Louise Allen und hinterließ 60 Millionen Francs. Sie starb einsam und vielleicht sogar ungeliebt — wer weiß es denn schon. Aber sie erinnerte sich kurz vor ihrem Tode an ihr Heimatdorf Talissieu in Frankreich, an die zärtlichen Briefe, die sie einst dorthin geschrieben. Und sie vermachte ihre Millionen den 300 Einwohnern der kleinen Gemeinde und starb — so glauben wir — in wahrhaftem Frieden.

Ein Dorf stößt an: 300 Seelen teilen sich in 60 Millionen Francs

Von Wandschmuck war nie die Rede

Nackt, aber heimlich

Unter dieser Bedingung hatte sich Lisa Schneider, ein deutsches Modell, von der Italienerin Novella Parigini malen lassen. Jetzt fand sie ihren Akt an der Wand einer römischen Bar und war böse. Vor dem Gericht erklärte sie, die Spielregeln seien verletzt, weg mit dem Bild aus der Bar. Wo ist die Ähnlichkeit? fragten die Richter.

Lisa ist böse

Von Liebe war doch niemals die Rede!

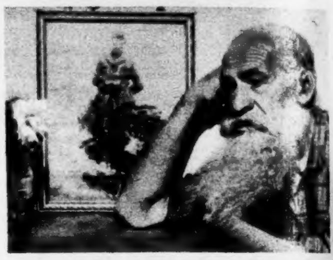
Brigitte Mrugalla, 17, aus Landau in der Pfalz ist traurig, weil ihre Brieffreundschaft mit Scheik Suleiman El Huzeil in Israel in den Zeitungen als Liebesromanze bezeichnet wird. Brigittchen korrespondiert mit dem alten Herrn, um — wie sie sagt — Sprachen zu lernen. Kürzlich schickte er eine goldene Uhr und lud alle Mrugallas ins Morgenland ein. „Nun können wir doch nicht fahren, wenn die Leute so was denken", seufzt die Brieffreundin. Sie will ihm weiter schreiben und hofft, mit den Ihren zum Scheik zu reisen, sobald die Wogen sich geglättet haben. „Ich heirate nie", sagt sie.

Unverstandene Brieffreundin: „Er könnte doch mein Opa sein."

Wie man sich einen Scheik vorstellt: Suleiman El Huzeil, Stammesfürst und Briefpartner, hat schon 39 Frauen im Harem.

Abseits der Heimkehr

die uns alle in diesen Tagen bewegt, kehrte ein Toter heim, ein italienischer Soldat, der 1943 gefangengenommen wurde und in Deutschland starb. Sein Vater, der Bauer Gambirasio aus Bergamo, schwur damals, seinen Bart wachsen zu lassen, bis der Sohn daheim sei. Zwölf Jahre sparte er, und es waren zwölf bittere Jahre der Armut. Jetzt holte er den toten Jungen nach Hause.



Vater Gambirasio neben dem geliebten Bild

Kohlbrecher: „Ich wehrte ihn nur ab"

Roigk: „Er verstand sein Handwerk"

Sieg nach Punkten in der dritten Runde

30. Mai 1950. Schwergewichtsboxer Wilson Kohlbrecher spazierte durch den Grunewald, sah ein umgestürztes Motorrad, suchte nach dem Besitzer und fand ihn in trauter Gesellschaft einer Dame im Gebüsch. Er warf, wie er sagte, einen Kieselstein, um sich bemerkbar zu machen. Er warf einen faustgroßen Stein und verprügelte mich, sagte der Motorradbesitzer vor Gericht und schwenkte ein Attest: Gehirnerschütterung, Platzwunden, usw. Kohlbrecher sollte 500 Mark zahlen, ging in die Berufung und erhielt sechs Wochen Gefängnis. Jetzt wurde der Prozeß nochmals aufgerollt. Ergebnis: Freispruch für Kohlbrecher, Meineid der Belastungszeugen, Attestaussteller war Betrüger, kein Arzt. Schäferstündler: Kamillo Roigk, Besitzer von „Karo As", Europas größter Fahrschule.

Den merken wir uns!

Steuerinspektor Heinz Hesse vom Finanzamt Schongau/Obb. hatte das Stundungsgesuch eines in Not Geratenen zu bearbeiten. Er griff in die eigene Tasche, schickte zehn D-Mark und zwei Tafeln Schokolade

Engel Hesse

Süßer Trost für kleine Herzen

Das war denn doch des Guten zuviel

Im amerikanischen Staat Utah setzte man jetzt den Elektriker Carl Eugen Jentzsch, 54 (Bild rechts außen), auf Nummer Sicher; denn man fand es ungebührlich, daß er gleichzeitig mit fünf Frauen verheiratet war (neben ihm der Reihe nach zu besichtigen). Auch der Umstand, daß Jentzsch einer Sekte angehört, die die Vielweiberei erlaubt, galt nicht als mildernd. „Meine armen 22 Kinder!" jammerte Carl Eugen. Seine fünf besseren Hälften jammerten mit.

Seine letzte Rolle

Der englische Schauspieler John Hodiak spielt in dem Film „An der Schwelle zum Weltraum" einen Versuchspiloten. Knapp kommt er am Tode vorbei, so will es das Drehbuch. Am letzten Aufnahmetag, als er wiederum bewußtlos aus der Kanzel gehoben wird (links), stirbt er in den Armen seiner Kollegen. Nach Susan Ball und James Dean ist Hodiak der dritte in kurzer Zeit, den sein Filmschicksal ereilte.

John Hodiak

DAS IST SIE, *jene Dame namens Cleo Moore aus Hollywood, deren Auftritt vor der Fernsehkamera einem Schallplattenjockey auf Betreiben entrüsteter Frauenverbände die Stellung kostete: er hatte sie ungebührlich lange geküßt und seine Umgebung vergessen. Sie meint, so, nur so wird man berühmt*

Schicksal zu tauschen gesucht

Der Roman eines Irrtums · Von Robert Gaillard

Der junge Medizinstudent befand sich in einer trübseligen Verfassung. Die Arme aufgestützt und das Kinn in die Handflächen gelegt, starrte er in das idiotische Treiben. In den dicht hin und her ziehenden Schwaden von Zigarettenrauch wankten und hüpften die verrückten Jazzfanatiker mit ihren außer Rand und Band geratenen Mädchen auf der winzigen Tanzfläche.

Eines dieser Mädchen gehörte übrigens ihm. Na, und?

Claude grinste selbstzufrieden.

Wenn er die gegenwärtige Bilanz zog, ergab sich folgendes: Erstens stand er dicht vor seiner Doktorarbeit. Zweitens brauchte er vor ihr und dem mündlichen Examen nicht die mindeste Furcht zu haben. Drittens war er ein überdurchschnittlich begabter Mediziner. Also brauchte er viertens auch vor seiner Zukunft als Arzt keine Furcht zu haben. Fünftens hatte er von seinen Eltern ein kleines Kapital geerbt, das ausreichte, um ihm das gesamte Studium zu ermöglichen. Sechstens war er sich seines stabilen Charakters sicher.

Na, und?

Diese hübsche Bilanz, dachte Claude, hatte ihre verdammt schwachen Stellen. Die schwächste Stelle war sein Mädchen Denise.

Ein schönes Mädchen. Ein kluges Persönchen. Medizinstudentin. Seine Blicke suchten sie. Sie wirbelte mit Jean Zobrowski, mit wem denn sonst, sie wirbelte mit Zobro nach den abgerissenen, scheußlichen Takten eines Jazz. Das Ohrfeigengesicht Zobro ... Nach längst überholtem Brauche trug dieser Bursche immer noch seinen tiefschwarzen Christusbart. Claude sah den ohnehin unanständig kurzen Rock seines Mädchens hochfliegen. Ihre Beine, deren schneeweiße Schenkel immer wieder aufblitzten, waren wundervoll. Trotzdem fand Claude es unanständig. Auch den engen Pullover, der ihre hochangesetzten Brüste deutlich umriß,

fand er unanständig. Eine süße, verrückte, tödlich gefährliche Person. Sie war so, wie sie jetzt war, erst seit kurzem geworden. Wieso und warum? Claude wußte es nicht. Sie war ein stilles, unauffälliges sanftes Mädchen gewesen, als er sie kennengelernt hatte. Jetzt war sie das Vorbild aller jungen Hexen der Studentenclique. Ihr langgezogenes, an sich schon immer bleiches Gesicht hatte sie totenblaß geschminkt. Ihren Mund, der früher kaum bemalt, den schönen Schwung des

Amorbogens gezeigt hatte, den trug sie nun grellrot gefärbt und zu einem lasterhaft wirkenden Viereck geformt. Ihre blauschwarzen, glatten Haare hingen ihr bis zur Schulter. Sie sah aus wie ein Kitschplakat der Fremdenwerbung für die Pariser Jazz-Keller.

Der Teufel soll sie holen, dachte Claude wütend.

Na, und, wie stand es weiter mit seiner Bilanz?

Doktorarbeit? Völlig in Ordnung. Zukunft? Keine Angst, er würde sich eine machen.

Geld? Hier war der zweite schwache Punkt. Onkel Marcelie verwaltete die kleine Summe. Seit drei Monaten hatte Onkel Marcelle aber nichts mehr geschickt. Und auf keine Mahnung Antwort gegeben.

Schön. Claude hatte sich selber geholten. Er schrieb für 300 Dollar noch eine zweite Doktorarbeit für einen anderen. Für den biederen Kerl Oliver, der ihm schweigend gegenübersaß. Ein Riese. Ein witziger, stinkfauler Bauernsohn, der den Ehrgeiz hatte, Chirurg zu werden.

Oliver Redont lachte ihn soeben an, beugte sich vor und sagte: „Mensch, die Trüffeln, die in diesem Keller gezüchtet werden, fressen später die Schweine, findest du nicht auch?"

Claude lachte. Wie gut, jetzt Freunde zu haben! Der Hüne Oliver war ihm ergeben wie ein Sklave. Mit seinem Mutterwitz hatte er Claude über manche Traurigkeit hinweggeholfen. Denn Traurigsein, plötzlich Traurigsein, gehörte anscheinend zu allen jungen, sehr begabten Menschen. Übrigens hatte Oliver noch kein einziges Examen auf Anhieb bestanden. Trotzdem steuerte er seinen ganzen Lebenslauf auf das eine Ziel: Chirurg zu werden, ohne viel zu arbeiten.

Auf der Tanzfläche erhob sich Geschrei und Gelächter. Oliver kletterte auf einen Stuhl. Dann sagte er ergrimmt: „Komm mal hoch, Claude!"

Sie sahen eine Szene, die für sie witzlos war. Zobro, der Partner von Denise, der Boogie-Woogie-Matador, tanzte mit der großen, grauen Katze der Wirtsleute. Er hielt das fauchende, entsetzte Tier an den Vorderpfoten aufrecht und hüpfte mit ihm hin und her. Dabei schleiften die Hinterbeine der hilflosen Kreatur auf dem Boden entlang.

Claude schoß das Blut ins Gesicht. Seine Blicke suchten Denise. Hatte sie vielleicht Vergnügen an dieser Quälerei? Es sah sie mit zusammengezogenen Brauen abseits stehen. Also machte es ihr kein Vergnügen. Warum aber riß sie ihrem Tanz-Matador das verängstigte Tier nicht aus den Händen?

„Geh hin!" sagte Claude zu Oliver.

Mit einem Satz sprang der Hüne zwischen die Zuschauer. Er glitt vorgebeugt auf die Tanzfläche. Die Ziehharmonika verstummte mit einem jähen Mißton. Zobro sah grinsend auf. Dann hörte man einen häßlichen, dumpfen, knirschenden Laut. Die Mädchen schrien auf. Mit einem kurz angesetzten Aufwärtshaken, der genau das Kinn Zobros traf, wurde der Matador hochgehoben. Er flog um sich schlagend auf den nächsten Tisch, riß ihn um, Flaschen zersplitterten, Menschen sprangen auf.

In riesigen Sätzen entwetzte die empörte Katze auf die Theke und zur Hintertür hinaus.

„Herzlichen Dank", sagte Claude, als Oliver gelassen zurückkam. „Herzlichen Dank im Namen aller Katzen."

Der Hüne griff nach seinem Glas. Es wurde ihm aus der Hand geschlagen. Hinter ihm stand plötzlich Denise. In ihrem geisterhaft bleichen Gesicht funkelten die Augen. Sie griff in den blonden Schopf Olivers, riß ihn zurück und schrie ihn an: „Du Biest ... du brutales Biest ... du Totschläger ... das ist alles, was du kannst, ja?" Sie hob die andere Hand, um ihn ins Gesicht zu schlagen. Oliver ließ ein ärgerliches Knurren hören. Sein muskulöser Körper drehte sich blitzschnell und leicht. Er faßte Denise mit beiden Händen um die Hüfte, schwang sie hoch und setzte sie Claude auf den Schoß.

*

Denise blieb zusammengekauert sitzen. Sie legte ihr Gesicht müde an die Schulter von Claude. Von unten herauf sah sie zärtlich, eine völlig verwandelte Denise, in die sanften, traurigen Züge ihres Freundes. Dann warf sie die Arme um seinen Hals und schluchzte.

Oliver griff nach seinem Glase roten Landwein, machte eine großartige Handbewegung und sagte: „Na also."

Claude streichelte den Kopf seines Mädchens. Seine Wangen lagen an ihren Haaren. Und beinahe träumerisch sah er dem schwarzbärtigen Studenten Zobro entgegen. Dieser wand sich, ein Taschentuch an dem blutenden Mund, zwischen den Tischen und Stühlen und den neugierig starrenden Gästen näher. Als er bei ihnen stand, beugte er sich über Oliver und tippte ihm leicht mit dem Zeigefinger auf die Schulter. Als der Riese gleichgültig aufsah, sagte Zobro völlig sachlich: „Hör mal ... Du machst das nicht wieder mit mir, ja?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte er sich mit der gemessenen Haltung eines Mannes, der sich Genugtuung verschafft hatte.

Denise hörte auf zu schluchzen. Sie drängte sich mit den schmalen Schultern enger in Claudes Arme. Er streichelte weiter ihren Schopf. Dies, dachte er, dies ist die echte Denise, dies ist das Mädchen, das ich liebe.

Die Ziehharmonika jammerte wieder auf. Der Wirbel auf der Tanzfläche begann von neuem.

Claude wiegte sein Mädchen sanft hin und her. Zerstreut überblickte er den Keller. An diesem ganzen Zinnober, dachte er, bin ich schuld.

*

War er schuld.

Hinter der Theke sah er die Wirtsleute stehen. Georgette und Max Dupuis. Niemals hatte dieses stille, bescheidene Ehepaar daran gedacht, aus ihrem kleinen Bistro einen Jazz-Keller zu machen. Und immer noch hatten beide den ungläubigen Ausdruck höchsten Erstaunens in ihren übernächtigten Gesichtern, wenn sie dem verrückten Treiben zusahen. Dann und wann verschwand Georgette, eine magere, kleine, nicht unhübsche Person, durch die Hintertür. Nach einer halben Stunde pflegte sie wieder aufzutauchen. Sie flüsterte dann mit ihrem Mann, und tiefer Kummer drückte sich in ihren Gesichtern aus.

Auch heute sah Claude sie gehen und wiederkommen. Er wußte, wo sie hinging. Sie eilte in das Hinterhaus. Dort stieg sie bis zur Dachwohnung hinauf. Und hier setzte sie sich zu ihrer Mutter an das Bett ihres kranken Jungen. Dieser kranke Junge war die Ursache dafür, daß der Medizinstudent Claude Davenne dieses unterirdische Bistro besuchte. Denn eines Nachts (er wohnte gleich um die Ecke) hatte ihn die verzweifelte Georgette aus dem Bett geholt. Ihr Arzt sei verreist. Ihr Junge liege im Sterben.

Er lag nicht im Sterben. Noch nicht. Aber nach einigen Tagen wußte Claude, daß dieses Kind sterben mußte. Zum schmerzensreichen Tod durch schwere Leukämie verurteilt.

In jener Nacht war Claude von dem kleinen, elfjährigen, geduldigen und höflichen Bürschchen sofort fasziniert gewesen. Das schmale, wachsbleiche Gesicht mit den riesengroßen Augen war plötzlich von einem unbeschreiblichen, beinahe wissendem Lächeln verschönt worden. Claude hatte versucht, den Kleinen zu trösten. Und mit einem halbgenierten Lächeln hatte der Kleine die Hand gehoben und resigniert geflüstert „Ach, Ihr!" Claude hatte es bis ins Herz getroffen.

Diese beiden Wörtchen, mit denen das Kind die Erwachsenen in leichtem Spott zurechtzuweisen schien mit ihren geheuchelten Trostversuchen, ihren Verheimlichungen, ihren Ablenkungsmanövern.

Von da an kam Claude beinahe jeden Nachmittag mit ein paar Büchern in das Bistro der Dupuis. Er setzte sich in dem leeren, stillen Lokal in eine Ecke und arbeitete. Auch blieb er oft abends da. Denn seit in Denise der Teufel gefahren war, hatte er keine Ruhe mehr zu Hause. Sie überschüttete ihn mit Vorwürfen, daß er keine Zeit für sie habe. Ihre Sinnlichkeit brachte ihn zwar oft zur Raserei, in der alles versank, aber nachher überwältigte ihn stets die Verzweiflung. So flüchtete er in das Bistro.

Selbstverständlich spürte ihn Denise auf. Sie, die plötzlich zu den falschen Göttern hielt, konnte nicht begreifen, daß Claude mit seiner Arbeitswut nichts anderes im Sinne hatte, als den großen Haufen hinter sich zu lassen.

Seine Erklärungen versetzten sie in lodernden Zorn. Und eines Abends schrie sie ihn hysterisch an: „Du Hohlkopf! Weißt du, was ich auf deiner Stirn aufgezeichnet sehe? Das Zeichen des Erfolglosen! Büffle du und schufte! Du Versager! Du Niete! Du Null!"

*

Claude erinnerte sich jetzt an diese teuflische Szene. Es schien ihm ganz unglaubhaft, daß dieses sanfte Wesen an seinen Schultern sich plötzlich so sehr verlaufen hatte.

Sein Gesicht auf ihrem Kopf gelegt, sah er seinen Freund Oliver heiter an. Der Riese deutete mit dem Kinn auf den hochgerutschten Rock des Mädchens, der ihre Beine bis über die Strümpfe freigab.

„Himmlischer Vater", sagte Oliver, „wie süß sie gebaut ist!"

Claude lachte.

„Du Schuft. Als ob du sie nie beim Schwimmen im Bikini gesehen hättest!"

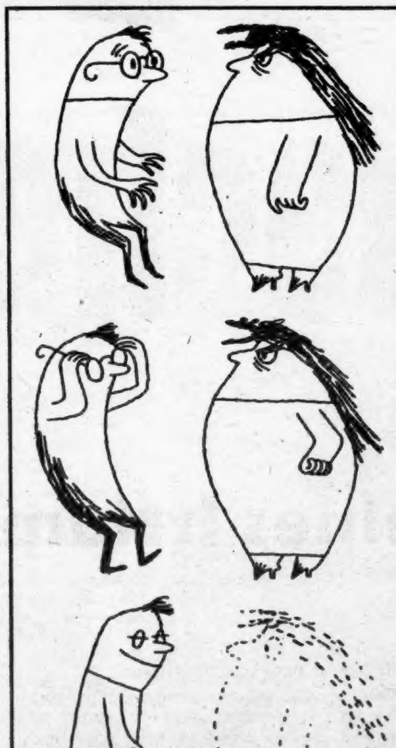
„Hör mal, Mensch", antwortete Oliver und begann sachlich zu erklären: „Wenn ein paar Mädchenbeine unbekleidet in der freien Natur ..."

„Du Lustmörder", sagte Denise, ohne die Augen zu öffnen.

„Sie weiß es selber", bemerkte der Hüne zufrieden. „Diese Raubtiere, die keinen Büstenhalter zu tragen brauchen und ..."

„Du Protz", unterbrach ihn Denise, wiederum ohne die Augen aufzumachen.

„Sie weiß alles", sagte Oliver entzückt.



Claude sah zärtlich auf sein schönes Mädchen herunter. Es war einer jener nicht ungefährlichen Augenblicke, in dem er sich nicht völlig darüber im klaren war, ob er sich nicht doch mit ihr in den Lebensstrudel stürzen sollte. Mit der linken Hand das bißchen Beruf erledigen. Mit allem anderen das Dasein herrlich verpulvern.

„Mich würde sie ja verrückt machen", erklärte Oliver. „Wenn sie mir gehörte, würde sie mich verrückt machen. Sie hat einen spiritistischen Schick, wenn du weißt, was ich damit meine."

„Nein", sagte Claude.

„Ein Vamp", erklärte Denise, ohne sich zu rühren, „er meint einen Vamp."

Oliver küßte die Spitzen seiner Finger.

„Dieses Mädchen", fuhr er unbeirrt fort und sah Denises Beine träumerisch an, „dieses Mädchen wird dir immer eine ausreichende Erklärung dafür bieten, was du jemals in deinem Leben unternommen und was du dir verscherzt hast."

„Sag ihm das noch dreimal", äußerte Denise mit geschlossenen Augen. „Er weiß es doch selber", antwortete der Riese. „Und seit er es weiß, hast du keine Macht mehr über ihn, Liebling. Du bist ein frivoles und unschuldiges Geschöpf zugleich. Und dein letzter Liebhaber wird Luzifer heißen, mein Schatz."

„Du Schwätzer", sagte Denise, „du Hohlkopf. Du Niete. Du Null."

Die beiden jungen Männer lachten.

„Ich zahle dir alles heim, Oliver", schnurrte das Mädchen, „bis auf den letzten Centime zahle ich dir alles heim."

„Liebling", flötete der Hüne, „reiß mir die Haare aus."

„Ach wo", sagte Denise trocken, mit immer geschlossenen Augen. „Ich werde dich auf mich verrückt machen. Du wirst deine Seelenruhe verlieren. Wenn du überhaupt eine Seele hast. Du Niete."

Oliver sah nach der Tanzfläche. „Entmannen sollte man diese Burschen", murmelte er.

„Bitte nicht", sagte Denise gähnend.

Claude kannte sie alle, die da umhertobten.

Es war eine Clique der Medizinstudenten und Studentinnen. Claude wußte, daß die meisten Söhne gutsituierter Eltern waren, Söhne und Töchter, die anständige Zuschüsse von daheim bekamen. In engen Röhrenhosen und buntfarbenen, überhängenden Hemden oder in großkarierten, überweiten Jacken gingen sie zu den Vorlesungen und abends zu ihren Vergnügungen.

Claude sah besorgt nach den Wirtsleuten hinter der Theke. Er mochte sie gern, wie sie ihn gern mochten.

Nein, sie waren nicht für diesen lauten Betrieb.

„Aber das Geld, Herr Davenne", sagte Georgette einmal zu Claude. „Das Geld. Wir können es jetzt so gut gebrauchen. Pierre muß das Beste bekommen, was wir für ihn tun können. Deshalb sind wir froh, daß Ihre Freundin so viele Gäste mitbringt."

Claude hatte das gut verstanden.

Und er hatte rechtzeitig dafür gesorgt, daß die Boogie-Woogie-Narren hier keine Schulden machten. Er hatte eines Morgens mit dem Riesen Oliver zusammen den Matador Zobro im Hof vor dem Universitätslabor am Arm genommen und ihn festgehalten.

„Zobro", sagte Claude sanft, „du wirst dafür sorgen, daß keiner von euch bei den Dupuis anschreiben läßt, ja? Keiner! Es wird sofort bezahlt, ja?"

Zobro war entrüstet.

„Unerhört! Ich sage dir nur: misch dich nicht in alles hinein."

„Doch", sagte Claude, „ich mische mich. Oliver und ich werden dafür sorgen, daß jeder von euch an jedem Abend seine Zeche bezahlt, nicht wahr, Oliver?"

„Stimmt genau", sagte der Riese und starrte Zobro finster in die Augen. Dann hatte er bösartig geknurrt: „Wenn nicht ..."

Damit waren die gutherzigen Bistroleute vor Ausnutzung geschützt. Ihre Einnahmen hoben sich. Dazu kam die freundschaftliche Unterstützung eines Kriegskameraden von Max Dupuis. Es war der Portier vom Palais Mocasse, einem höchst vornehmen Etablissement, in dem ausschließlich durchreisende Amerikaner wohnten. Kaum hatte der Portier von den Boogie-Woogie-Tänzen im Bistro seines Freundes Dupuis gehört, als er sagte: „Damit seid ihr gemachte Leute." Den Gästen des Palais Mocasse pflegte er von da an zuzuflüstern: „Besuchen Sie Dupuis Keller. Keine Aufmachung für Fremde. Absolut echtes Pariser Studen-

(FORTSETZUNG AUF SEITE 28)

Schon die Anfahrt zum Hotel WALDORF-ASTORIA in New York bringt Überraschungen: Unser Taxi landet nicht vor, sondern tief in und unter dem großen Hause. In der geräumigen, grün gekachelten Wageneinfahrt, abseits von Wind, Wetter und Straßentrubel, empfangen uns flinke Helfer und geleiten uns lächelnd ein Stockwerk höher in die große Halle . . . Das WALDORF-ASTORIA – nach Johann Jakob ASTOR benannt – ruht 47 Stockwerke hoch auf Stahlpfeilern über den Gleisen eines Bahnhofs, völlig isoliert von den Vibrationen des Straßenverkehrs.

(FORTSETZUNG VON SEITE 18)

tenleben. Reden Sie nicht über meinen Tip."

Und fortan bestand die Hälfte der Gäste des Kellers aus Amerikanern, die gute Zechen machten. Und sich nicht betrogen fühlten. Und es weitersagten.

*

Wie gut, daß Claude in diesen bedrückten Tagen Freunde hatte.

Außer dem Riesen Oliver besaß er noch einen Freund. Es war Louis Bordage. Sohn eines der Professoren der Universitätsklinik.

Dieser Bordage rannte eines Morgens an Claude vorbei, bremste und kam zurück. „Einen Moment, Claude."

Claude blieb stehen.

„Grüß dich, Louis."

Louis Bordage kam dicht an ihn heran und fragte: „Stimmt das, was alle sagen, Claude?"

„Was soll stimmen und wer ist alle?"

„Stimmt es, daß du für Oliver Redont die Doktorarbeit machst? Malard sagt es, Bertin sagt es, Jacob sagt es und Treson!"

„Und Zobro nicht?" fragte Claude ironisch zurück.

„Zobro natürlich auch. Also es stimmt, wie?"

„So viele wissen es?" sagte Claude nachdenklich, „das ist mir aber ziemlich peinlich. Nicht meinetwegen. Aber wenn Oliver erfährt, daß es so viele wissen, denkt er vielleicht, ich hätte es ... nein, das kann er nicht denken. Also, es stimmt, Louis. Na und? Willst du über mich weinen? Ich bin nicht der erste, der für einen anderen eine Doktorarbeit schreibt und ich werde auch nicht der letzte sein."

„Also es ist so", murmelte Louis verdrossen.

„Na und, Mensch? Willst du mich deswegen zur Rede stellen oder was willst du? Muß ich dir erzählen, was es mit einer Doktorarbeit auf sich hat? Oder glaubst du, daß eine Doktorarbeit Fähigkeiten, Kenntnisse oder Talente aus dem Verborgenen zieht? Glaubst du das, ja?"

Louis Bordage sah seinen Freund an.

„Rede keinen Stuß. Aber irgendwo bin ich spießig. Daß Oliver Redont zu faul oder zu dumm ist, die Arbeit zu machen, schön, das ist seine Sache. Aber es ist mir unbehaglich, daß du sie für ihn machst. Sei doch nicht so dämlich, Mensch. Du rackerst dich hier für diesen Büffel ab und er selber ist mit einer kleinen Laborantin vor vier Tagen an die See gefahren. Ich dachte, ich müßte dir das sagen."

„Nett von dir", antwortete Claude trocken. „Sie sind nach Deauville. Die Kleine ist reizend. Und von Abrackern kann keine Rede sein. Das mache ich mit der linken Hand."

Louis Bordage lächelte dünn.

„Glaube ich dir. Du bist ohnehin Linkshänder."

Claude fragte plötzlich: „Unter uns, woher hast du das mit der Doktorarbeit erfahren?"

„Du lebst auf dem Mond, Claude. Herr Oliver Redont spaziert tagelang von einem Burschen zum andern und pumpt jeden an. Und sagt ganz offen, er müsse 300 Dollar zusammenbekommen. Da konnte sich jeder an den Fingern abzählen, wozu. Von altersher ist der Preis 300 Dollar für eine Doktorarbeit. Und wer anders sollte sie ihm machen, wenn nicht du, dämlich wie du bist. Oder hast du Geld gebraucht? Ich denke, dein Onkel hütet ein kleines Kapital für dich? Brauchst du Geld, Claude?"

„Ach wo, Unsinn."

Im Weitergehen wandte sich Louis Bordage noch einmal um und kam wieder zurück.

„Wie heißt das Thema von Oliver?"

„Du meinst das Thema, das ich für ihn herunterschludere, ja? Die Doktorarbeit des Herrn Oliver Redont? Kinderleicht. Oliver hat ja mediale Kräfte, wie du weißt ..."

„Laß den Blödsinn", unterbrach ihn Louis mürrisch.

„Siehst du", antwortete Claude, „du hast dir die Arroganz der Schulmedizin zugelegt. Oliver hat tatsächlich mediale Kräfte. Bevor er in unseren ehrwürdigen akademischen Kreis als Student eintrat, hat er schon zu Hause auf dem Bauernhof seiner Eltern eine gute Praxis gehabt. Hexenschüsse, Rheuma, Bauchweh, Magengeschwüre ... er legte ihnen die Hand auf und sie wandelten. Also das Thema seiner Doktorarbeit, das hat Oliver mit seinen medialen Kräften den Herrn Professor Nagel im Handumdrehen herausgekitzelt. Embolie der Hauptader der Netzhaut und Herzschäden, die eine vollständige Embolie herbeiführen können und so weiter, und so fort. Kinderleicht."

„Du gerissener Bursche!" murmelte Louis.

„Wieso? Warum?"

„Laß doch den Blödsinn, Mensch. Mach' mir doch nichts vor. Das ist doch dein Spezialgebiet, nicht wahr! Natürlich machst du dieses Thema für Oliver mit der linken Hand. Die Dollar verdienst du im Schlaf."

Dann kniff Louis Bordage die Augen zusammen.

„Darf ich dir noch was sagen?"

„Los."

Louis trat näher und faßte seinen Freund Claude am Arm. Er sagte eindringlich: „Du verschenkst deine besten Kenntnisse. Großzügigkeit hin, Großzügigkeit her. Dieses Spezialgebiet ist doch dein wissenschaftliches Kapital. Du bist nicht bei Trost."

„Schau", äußerte Claude gelassen. „Reg' dich ab. Es gibt da doch noch einige Dinge, die ich für mich behalte. Zum Beispiel die Ursachen, die zu einer völligen Erblindung führen. Ich habe da meine eigene, ganz hübsche Theorie. Und die ist in Olivers Doktorarbeit nirgends enthalten. Ich hoffe, du bist nun beruhigt."

Nach einer Pause sagte Louis: „Stimmt es, daß du nur noch zwei Jahre hospitieren mußt, um das Ergebnis deiner Theorie unschlagbar auf den Tisch des Hauses legen zu können?"

Claude sah mit plötzlich leerem Gesicht an Bordage vorbei.

Dann fragte er langsam: „Wer hat das gesagt?"

„Dein Freund Oliver. Wer denn sonst."

„Oliver. Sehr gut. Hat er das nur dir anvertraut?"

„Quatsch. Anvertraut. Das wissen alle."

Claudes Blicke kamen zurück.

„Wie geht es deinem alten Herrn, Louis?"

„Er geht langsam, Stück um Stück, zugrunde. Er weiß es. Und er hat sich damit abgefunden."

Louis wurde plötzlich erregt. Er schob seinen Arm unter den Claudes und ging mit ihm weiter. Und dann brach es aus ihm heraus: „Ich habe wahnsinniges Mitleid mit dem Alten. Er hat mich ja immer wie den letzten Dreck behandelt. Aber er hält sich großartig, Mensch. Das Tolle ist, daß er dem Tod gegenüber völlig gleichgültig ist. Aber ihn zerreißt ein Gedanke: daß er auf seinem Gebiet nichts Hervorragendes geleistet hat. Verstehst du das? Er war immer nur ein tüchtiger Arzt, aber nie ein hervorragender. Er hätte so gern irgendeine Entdeckung gemacht, irgendwas erfunden ..."

Louis schwieg, dann sagte er einfach: „Und das rührt mich denn doch sehr."

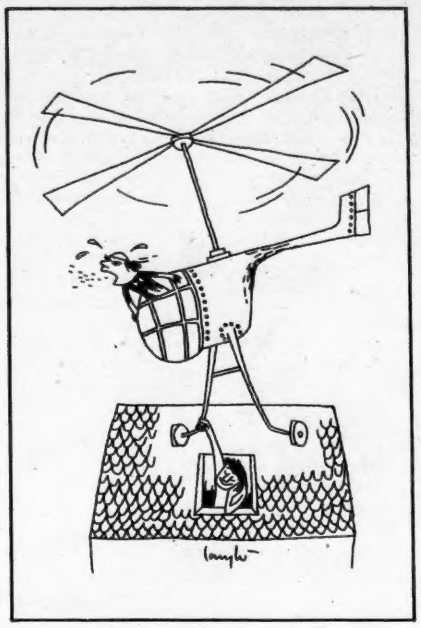
Claude dachte nach. Was war da zu sagen? Was konnte ein junger Mensch, der noch alle Chancen vor sich hatte, dem Sohn eines sterbenden Mannes sagen, dem es nicht gelungen war, dem großen Haufen zu entrinnen. Du lieber Himmel, dachte Claude plötzlich niedergeschlagen, wie viele sind tüchtig. Die meisten sind tüchtig. Wer sein Handwerk richtig versteht, ist tüchtig.

„Er ist immer zu schwerfällig gewesen", sagte Louis traurig. „Er ist immer zu spät gekommen. Auch war er zu großzügig. Genau wie du. Oft hat er andere auf die entscheidende Idee mit der Nase draufgestoßen. Und die haben dann geerntet."

Claude wußte nicht, was er sagen sollte. Und so äußerte er etwas lahm: „Dann wirst du es machen. Du hast Geld. Du hast in deinem alten Herrn einen Kollegen, der dir wundervolle Tips geben kann. Vielleicht stößt er auch dich mal auf eine entscheidende Idee."

Louis knurrte verstimmt: „Laß den Blödsinn. Mach's gut. Wiedersehen."

Louis Bordage zog mit dem eigentümlich schwerfälligen Gang ab, den ihm sein Vater vererbt hatte.



*

Claude ging deprimiert weiter, tief in Gedanken versunken.

Der Bursche hat wenigstens Geld, dachte er. Er braucht keine Doktorarbeit für andere zu machen. Diese Jungens, deren Eltern wohlhabend waren, wußten nie, welchen Vorsprung sie hatten. Dafür, dachte er, sind aber die anderen tüchtiger. Da war es wieder, dieses Wort: tüchtig. Ein tüchtiger Arzt werden. Genügt völlig.

Plötzlich wurde Claude wütend. Warum schickte Onkel Marcelle ihm nicht sein Monatsgeld? Claude hätte zwar trotzdem für Oliver die Arbeit gemacht. Denn er brauchte etwas überflüssiges Geld für einen kleinen Jungen.

Claude rannte hinter seinem Freund Louis her. Er holte ihn mitten auf einer Straßenkreuzung ein, packte ihn am Arm und bugsierte ihn in den leeren Vorgarten eines kleinen Cafés.

„Hör mal", sagte Louis, „ich habe keine Zeit, ich muß ..."

„Sei ruhig. Ich muß mit dir etwas besprechen. Setz dich hin."

Bei dem alten Kellner, der in der Tür des billigen Lokals auftauchte, sehr unwirsch, daß jemand die Vormittagsruhe störte, bestellte Claude zwei Aperitifs, dann beugte er sich über die schmuddlige Marmorplatte zu Louis. Bevor er aber etwas sagen konnte, fragte Louis: „Stimmt es, daß du in einem obskuren Keller mit deiner Freundin Denise und den Boogie-Woogie-Affen Orgien feierst?"

Claude sah ihn erstaunt an.

„Mensch", sagte er, „du hast ja auch mediale Kräfte! Natürlich stimmt's. Komm mal hin. Und jetzt hör mir zu. Du bist der einzige, mit dem ich darüber reden kann. Hör mir bitte genau zu. Das Bistro, der Keller, wo in deiner schmutzigen Phantasie Orgien stattfinden, gehört dem Ehepaar. Dupuis. Die haben ein Kind, einen elfjährigen Jungen. Schwerkrank. Ich hänge an dem Kleinen. Warum und wieso kann ich nicht mal sagen."

Claude sah seinen Freund an.

„Du wirst es nicht glauben, Louis. Aber ich leide mit dem Kleinen. Ich kriege ihn nicht aus meinen Gedanken."

Louis sah ungeduldig aus.

„Los, erzähle."

„Der Kleine ist verloren. Schwere Leukämie. Aussichtslos. In acht Tagen, in zwei Wochen, in vier Wochen ... das heißt, ich persönlich gebe ihm noch einen Monat."

„Und?"

„Und? Genau das ist es. Du sagst: Und? Auch ich sage: Und?"

Das fachliche Interesse von Louis war nun doch wach geworden.

„Tja", murmelte er, „zehn, elf Jahre. Das gefährlichste Alter bei dieser Krankheit. Bei Kindern. Du findest die Sache hoffnungslos, ja? Was soll ich dann tun? Möchtest du, daß ich die Diagnose nochmal prüfe?"

„Nein", antwortete Claude schroff, „das wäre unnötige Mühe. Ich ..."

„Schön. Wer hat das Kind außer dir behandelt?"

„Ein Rindvieh aus dem benachbarten Wohnblock. Ein Ignorant. Ein Nichtskönner. Dieser Schuster hat die Sache lange nicht erkannt. Dann hat mich die Mutter mal nachts geholt, weil die Niete verreist war. Erst, als ich tobsüchtig wurde, haben sie ihn in das Medizinische Institut in der Rue d'Ulm gebracht. Dr. Rozier hat sich mit dem Kleinen beschäftigt, Pierre heißt der Junge."

„Rozier!" knurrte Louis wegwerfend, „35 Jahre alt. Ohne viel Erfahrung. Und dazu ein reiner Wissenschaftler. Ein Mikroskopmaulwurf. Claude, willst du, daß mein alter Herr den Kleinen mal untersucht?"

Claude sah sichtlich überrascht auf.

„Nein", antwortete er gedehnt, „daran habe ich eigentlich nicht gedacht. Ich wollte über eine ganz andere Sache mit dir sprechen. Der Kleine hat ununterbrochen höllische Schmerzen. Den Eltern habe ich offen gesagt, was zu erwarten ist. Sie hoffen trotzdem noch. Und sie gehen dabei kaputt."

Louis zuckte die Schultern.

„So schnell geht der Mensch nicht kaputt", sagte er trocken.

Claude wurde gereizt.

„Komm, Louis. Keine Phrasen. Hör zu, hast du gelegentlich mal über Euthanasie nachgedacht?"

Louis Bordage stieß einen leisen Pfiff aus.

Dann sah er mit zusammengekniffenen Augen an Claude vorbei in das Menschengewühl an der nahen Straßenkreuzung.

Nach einer Weile sagte er, ohne Claude anzusehen: „Laß die Finger davon, Mensch! Es wäre Mord. Glatter Mord. Natürlich würdest du dem Kind Schmerzen ersparen. Und die Eltern hätten keine Last mehr, ich meine keinen Kummer mehr. Aber es wäre Mord. Mensch, das ist doch eine uralte Sache. Darüber gibt es gar keine Diskussion."

„Bitte, werde nicht feierlich", sagte Claude wütend. „Natürlich gibt es darüber Diskussionen. Seit altersher. Rede doch keinen Stuß."

„Ich rede keinen Stuß", sagte Louis nachdenklich. „Ich werde auch nicht feierlich. Ich rede nur nüchtern. Du hast die Sache nicht zu Ende gedacht, mein Lieber. Und laß bitte so etwas um Himmels willen meinen Vater nicht hören oder deinen Chef. Dies nebenbei. Und nun hör mich mal an. Ich geniere mich beinahe, dir meinen Standpunkt zu erklären. Bei deiner Intelligenz. Hör mich an. Vielen Ärzten ist bei an sich hoffnungslosen Fällen, auch schon in Fällen schwerer Leukämie übrigens, etwas Merkwürdiges passiert. Keiner konnte es sich erklären. In ihrem hoffnungslos verlorenem Patienten haben plötzlich geheimnisvolle Kräfte zu arbeiten begonnen. Ganz unerwartet. Ganz unabhängig von jeder Behandlung. Und von jedem Medikament. Unbekannte Kräfte. Das weißt du genausogut, wie ich. Du weißt doch, Mensch, daß es manchmal Fälle von unerklärlichen, plötzlichen Krebsheilungen gibt. Ist dir doch bekannt, ja? Und zwar bei Kranken, die jeder Arzt, auch die ganz Großen, als garantiert unheilbar ansahen. Und nun streng' deine Logik an. Schon ein einziger Fall einer solchen plötzlichen dauernden Heilung durch uns unbekannte Kräfte

(FORTSETZUNG AUF SEITE 22)

„Das ist unser Nachbar, der Techniker —"

Blendax macht nicht nur die Zähne blendend weiß – sie hält die Zähne und den Mund gesund
Blendax
ANTI-ENZYM BX GEGEN KARIES
Für die Güte dieser Zahnpasta bürgen die Blendax-Werke, die größten Hersteller von Zahnpflegemitteln in Europa!

[FORTSETZUNG VON SEITE 20]

macht die Euthanasie zum Mord. Ist dir das klar? Wenigstens ist es meine unerschütterliche Überzeugung. Laß deine Finger davon, Mensch."

Claude hatte mürrisch zugehört.

Dann sagte er ärgerlich: „Ich dachte, ich könnte mich mit dir aussprechen. Statt dessen kommt eine Moralpauke."

Louis Bordage fuhr empört hoch.

„Du verdammter Quasselkopf! Rede doch keinen Blödsinn. Du weichst mir ja aus! Was haben wir denn jetzt, in diesem Moment anderes als eine Aussprache! Und du wirst mir doch erlauben müssen, dir in einer Aussprache nicht mit romantischen Kinkerlitzchen zu kommen, sondern mit handfesten Argumenten. Mein lieber Mann, über Euthanasie haben sich schon ganz andere Leute den Kopf zerbrochen, Leute mit mehr Grips als wir, und sie sind zu keinem Ergebnis gekommen. Der Kleine muß sterben. Mein Vater muß

auch sterben. Ganz klar. Unweigerlich klar. Glaubst du nicht, du hirnverbrannter Idiot, ich würde meinem Vater lieber heute als morgen eine Spritze geben? Ich kann es nicht. Denn es könnte sein, es könnte sein, daß unerwartet geheimnisvolle Kräfte ..."

Louis Bordage verstummte.

Schweißtropfen standen auf seinei Stirn. Claude erkannte mit Entsetzen, daß auch Louis in den unentwirrbaren Knäuel des Problems der Euthanasie geraten war und sicher nicht erst jetzt. Und bei ihm handelte es sich nicht um ein fremdes Kind, sondern um den eigenen Vater.

„Meine Mutter und ich", fuhr Louis jetzt ruhiger fort, „sehen ihn Stück um Stück absterben. Du weißt nicht, was das heißt."

Sie schwiegen lange. Jeder hing seinen eigenen, trübseligen Gedanken nach. Dann fragte Louis: „Wo ist der Kleine jetzt?"

„Zu Hause."

„Das ist das beste", antwortete Louis entschieden. „Zu Hause ist das beste. Alles andere wäre noch mehr Qualen. Dieses Kind soll angesichts seiner Mutter und seines Vaters sterben. Wie mein Vater angesichts seiner Frau und seines Sohnes sterben soll. Daheim sterben. Das ist ein Trost. Meine Mutter und ich werden es auf uns nehmen. Und ich weiß, daß es uns zerreißen wird. Aber ..."

Wieder verstummte Louis Bordage. Eine wilde Trauer verzerrte plötzlich sein braungebranntes Gesicht.

Claude nahm sofort einen neuen Anlauf.

„Du läßt also deinen Vater lieber unter höllischen Schmerzen Tag um Tag und Stunde um Stunde sterben, als den Mut zu haben, ihn ..."

Louis winkte müde ab.

„Laß das. Wir reden im Kreise herum. Das ist meine Sache."

Und nun nahm auch er einen neuen Anlauf.

„Wer sagt mir denn, wer sagt mir denn authentisch, wer garantiert mir dafür, daß nicht unerwartet mystische Kräfte ihm zu Hilfe kommen ... das ist doch der springende Punkt, Mann Gottes. Darum dreht es sich doch! Unter tausend aussichtslosen Fällen ist ein einziger unerwarteter Heilung und Euthanasie ist als Mord anzusehen. Geht dann das nicht in deinen verdammten Schädel hinein?"

Claude zuckte die Schultern.

„Oder", stieß Louis hervor, „hast du schon vergessen, was unter der Ausrede der Euthanasie schon in der Welt angerichtet worden ist? In unserem Nachbarland zum Beispiel?"

Das Gesicht des jungen Bordage wurde hart.

„Ich möchte dir etwas sagen, Claude. Es ist wichtig, was ich dir sage. Ich habe in dieser Sache meinen Standpunkt. Du kannst ihn nicht beirren. Niemand würde es können. Ich sage dir folgendes: Nicht als Moralpauker, aber auch nicht als dein Freund. Ich sage es dir, damit du dich in acht nimmst. Ich werde diesen kleinen Burschen im Auge behalten. Hör gut zu, Claude. Ich werde nach seinem Tode dafür sorgen, daß die Todesursache festgestellt wird. Du weißt, daß ich Mittel und Wege dazu finden kann. Und wenn festgestellt würde ... ich spreche es nicht aus. Ich würde dich auf die Anklagebank bringen. Das würde ich tun. Bis zu dieser Feststellung, ob der Junge seiner Krankheit oder deiner Spritze erlegen ist, bis dahin hat dieses unser Gespräch nicht stattgefunden. Ich werde mich erst an dieses Gespräch erinnern, wenn ich als Zeuge gegen dich auftreten muß."

Claude starrte seinen Freund sprachlos an.

„Du bist wohl verrückt!"

„Wie du meinst. Vergiß nicht, was ich dir sagte."

Mit Fingern, die vor leidenschaftlicher Erregung zitterten, zerrte Louis eine Zigarette aus der Schachtel, reichte die Schachtel Claude, der mechanisch nach ihr griff, und steckte die Zigarette in Brand.

Claude fühlte, daß seine Kehle zugeschnürt war.

Darauf war er nicht gefaßt gewesen, als er sich Louis anvertraute. Das Sonderbare aber war, daß er es nicht einmal bereute. Er war plötzlich und ganz unerwartet auf einen Gegner gestoßen. Diese Erkenntnis machte seinen Kopf auf einmal völlig klar und nüchtern. Die Sache des kleinen, kranken Pierre Dupuis war zu einer gefährlichen Unternehmung geworden. Claude sah in Gedanken das wachsbleiche, geduldige Gesicht des Jungen vor sich und hörte das überlegene, ironische „Ach, ihr!" Nun würde es sich nicht mehr um eine heimlich gefüllte und heimlich gegebene Spritze handeln, sondern um eine Meuterei, eine Rebellion gegen jene ärztliche Moral, die Louis Bordage verkörperte.

Genau in diesem Augenblick wurde Claude sich klar darüber, daß er nunmehr für sich die Entscheidung fällen mußte. Bis jetzt konnte er das Problem neben sich herlaufen lassen. Er konnte tun, was er für richtig hielt, und er konnte es auch nicht tun. Nun aber starrte ihm das Problem aufreizend ins Gesicht.

Nein, er bereute es nicht, Louis seinen Gedanken mitgeteilt zu haben.

Eine Art Verwegenheit packte ihn.

„Ob ich mal mit deinem alten Herrn darüber sprechen könnte?"

Louis Bordage hob müde die Hand.

„Ich glaube kaum, daß du das tun würdest, Claude. Ich würde dich vor der Haustür zusammenschlagen."

Louis stand langsam auf. Er rief den Kellner. Er bezahlte seine Aperitifs. Dann lächelte er dünn zu Claude hinunter, der sitzengeblieben war.

„Bitte", sagte er, als der Kellner sich entfernt hatte, „bitte, verrenne dich nun nicht. Wir sind die gleichen, die wir waren. Und wenn du gesunden Menschenverstand hast, rede mit niemand über deine Euthanasie. Überlaß den Kleinen seinem Gott, wenn du an Gott glaubst."

Er schlug Claude leicht auf die Schulter und ging mit seinen schleppenden Schritten zwischen den leeren Tischen und Stühlen durch auf die Straße. Claude sah ihm regunglos nach, bis er ihn im Gewühl aus den Augen verlor.

*

Am anderen Nachmittag saß er am Bett von Pierre.

Georgette, die Mutter des Kleinen, stand mit übernächtigtem, blassem Gesicht am Fußende und fuhr sich bisweilen zerfahren in die hochgetürmte Frisur.

„Er hat schlecht geschlafen", sagte sie.

„Er holt es jetzt nach", bemerkte Claude zerstreut. Er betrachtete den schlummernden Jungen aufmerksam.

Der Zerfall des zarten Körperchens war nun in den schärferen Zügen des Gesichtes deutlich und unbarmherzig deutlich sichtbar. Es konnte nicht mehr Wochen dauern.

„Hatte er Schmerzen?"

Die junge Frau begann lautlos zu weinen.

„Es war furchtbar", flüsterte sie unter verhaltenem Schluchzen. „Er hat nach Mitternacht eine ganze Stunde geschrien. Ich habe ihm die Tabletten von Dr. Rozier gegeben. Sie haben nichts genützt. Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll, Doktor Davenne. Kann man nicht wenigstens gegen die Schmerzen etwas tun?"

Claude gab keine Antwort.

In sich zusammengekauert saß er auf dem unbequemen Stuhl, vorgebeugt. Wie immer, wenn er sich in äußerste Konzen-

tration sinken ließ, bildeten seine Finger ein kleines Zelt, und in das rosige Dämmerlicht dieses Zeltchens starrte er hinein, als ob er hier die Vision sähe, die alle Probleme lösen würde.

„Auch mein Mann schläft nicht mehr", flüsterte Frau Dupuis mit heiserer, vom endlosen Weinen zerbrochener Stimme. „Er ist die ganze Nacht auf- und abgelaufen. Kann man nicht gegen die Schmerzen etwas tun?"

Claude gab keine Antwort.

In stummer Verzweiflung ließ sich Georgette vorsichtig auf das Fußende des Bettes nieder.

So saßen die beiden lange.

Dann stand Claude auf. Pierre begann unruhig zu werden.

„O Gott", flüsterte Frau Dupuis, „er wird wach. Und dann wird er wieder Schmerzen bekommen. Doktor Davenne, um Himmels willen, was sollen wir nur tun?"

Claude holte eine kleine runde Blechschachtel aus der Jackentasche. Er gab Georgette zwei der Tabletten.

„Geben Sie ihm alle zwei", sagte er. „In lauwarmem Wasser. Er wird dann weniger Schmerzen haben."

Ohne sich zu verabschieden, ging er langsam aus dem Zimmer.

*

Wenn man immer wüßte, woher Ärger, Zorn und Trübsinn kommt, wäre man schon etwas besser dran. Das kommt nicht immer aus einem selbst. Manchmal verbreitet irgendein anderer Mensch um sich herum Unruhe, schafft Durcheinander, streut Ärger um sich. Und weiß das nicht einmal.

So wußte auch Claude Davenne nicht, daß er rings um sich herum eine schlechte Stimmung ausstrahlte.

Sein Freund Louis zum Beispiel verbrachte nach dem Gespräch über Euthanasie eine miserable Nacht. Es ist selten, daß sich junge Menschen vor Mitleid zerfleischen. Wenn sie es tun, werden sie bald abgelenkt.

Louis wurde, als er sich aus einem nervösen Schlaf zerschlagen erhob, nicht abgelenkt. Ganz im Gegenteil. Verbittert dachte er an seinen Freund Claude. Dieser sentimentale Bursche! Verbittert

dachte er an seinen Vater. Dieser zynische Skeptiker! Verbittert dachte er an sein Studium. Wahrscheinlich würde auch er wie sein Vater in Mittelmäßigkeit steckenbleiben. Und verbittert dachte er an die Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens überhaupt. Diese Euthanasie zum Beispiel. Die Frage, ob ein Arzt einem unheilbaren Kranken schmerzlos ins Jenseits befördern dürfe. Oder solle. Oder vielleicht sogar müsse.

Wie armselig sah die Ordnung der menschlichen Gesellschaft aus. Ein Rattenschwanz von Verboten, Verordnungen, Vorschriften, in Gesetze zusammengefaßt, sollte die große Herde in Ordnung halten. Du lieber Gott, in einem Fall paßte ein Gesetz, in einem anderen Fall paßte es nicht.

Und was war das schon für eine ärztliche Ethik, die einen leidenden Menschen jammervoll, in rasenden Qualen krepieren ließ. Louis erinnerte sich jetzt voller Hohn an das edle Argument, mit dem Herr Claude Davenne ihn in die Enge treiben wollte, an das Gerede von der ungeheuren, geheimnisvollen Kraft, die einem leidenden Menschen bisweilen zur Hilfe kommt. „Was nützt diese Kraft", sagt Louis, „wenn sie nicht lenkbar ist?"

So wirbelten seine Gedanken, während er sich rasierte und anzog, in einem erhöhten Tempo umher.

Das einfachste wäre grübelte er, sich den gegebenen Gesetzen zu fügen. Dann aber dachte er an seinen Vater, den er täglich ein Stück dem Grabe näherrücken sah. Warum nahm sein Vater überhaupt diese ungeheuren Leiden auf sich? Er war Arzt. Er verfügte über viele Dinge, sich dieser Qualen zu entziehen. Einen Augenblick des Alleinseins, ein Griff in den Medikamentenschrank, eine kleine Ampulle, eine der Glasspritzen, ein winziger Einstich, ein sekundenlanger Druck auf den Kolben, und alles war überstanden.

Warum aber zog es der Professor Bordage vor, zu leiden?

Unausgeschlafen, hundemüde, gereizt und verwirrt erschien Louis am Frühstückstisch. Ihm gegenüber saß, wie immer kerzengerade aufgerichtet, mit ihrer sorgfältigen, silberweißen Frisur, mit frischem, nahezu fleckenlosem und immer noch schönem Gesicht seine Mutter. Ein Sinnbild unangreifbarer Gesundheit. Louis sah sich selbst im Spiegel. Ein Sinnbild junger Kraft. Dann glitten seine Blicke zum Vater.

Der Professor saß zusammengekauert, das lederfarbene Gesicht von tiefen Furchen durchzogen, in seinem hölzernen Lehnstuhl. Er zerbröckelte zerstreut die Schnitte Weißbrot zwischen seinen dürren Fingern.

Das „Guten Morgen" seines Sohnes bemerkte er gar nicht.

Das unbewegte strenge Gesicht von Frau Bordage zeigte keinerlei Ärger, als sie die Blicke aus ihren großen dunklen Augen gelassen auf ihren Sohn richtete, und sagte: „Du könntest mehr zu Hause sein, Louis. Ich war immer dagegen, daß dein Großvater dir diesen schnellen Wagen geschenkt hat."

Louis sah verärgert aus.

„Entschuldige, Mama, was hat denn das eine mit dem anderen zu tun?"

„Du bist noch viel zu jung für einen so teuren Wagen", fuhr seine Mutter völlig unbeirrt fort.

„Bitte, Mama, hör auf mit dem Wagen. Ich höre das bei jedem Frühstück."

„Natürlich", sagte seine Mutter trocken, „und du wirst es unentwegt bei jedem Frühstück von mir hören."

Louis sah seinen Vater etwas bösartig grinsen. Für einen Moment verflog jeder Ärger in ihm. Er lachte seine Mutter an.

Sie deutete mit dem leicht gepuderten Kinn auf ihren Mann.

„Dein Papa wollte dir noch etwas sagen. Nicht wegen des Wagens. Er hat sich wieder über diesen schmutzigen Goujard geärgert."

Ach, dachte Louis gelangweilt, jetzt kommt die andere Litanei, die des stinkfaulen Laborassistenten Goujard.

„Schmeiß ihn doch raus, Papa", sagte er gleichgültig.

„Ihr seid eine entsetzliche Generation", klagte seine Mutter. „Rauswerfen, kurzerhand rauswerfen. Welche Ausdrücke, wenn es um einen älteren Menschen geht! Welche Rohheit! Der Begriff Menschenwürde ist euch hohlköpfigen Fatzken wohl ganz verlorengegangen?"

Frau Bordage verblüffte ihre Umwelt sehr oft mit unerwartet kräftigen Ausdrücken und verschonte mit ihnen weder Mann noch Sohn. Jedoch hatte sie damit wenig Wirkung.

In Louis quoll wieder die schlechte Laune hoch, die seit seinem gestrigen Gespräch mit Claude sein Gemüt beschattete.

[FORTSETZUNG AUF SEITE 49]

Edler Rauchgenuß zu allen Zeiten

Francisco de Goya (1746-1828)
»Majos«
Bildnis eines Toreros

Die Liebe zum Tabak hat zu allen Zeiten die Phantasie bedeutender Künstler angeregt. Der spanische Hofmaler Francisco de Goya gestaltete das Portrait des Toreros »Majos« mit vollendeter Eleganz. Er gab dem jugendlichen Stierkämpfer einen Degen als Symbol der Ritterlichkeit und die Zigarette als Ausdruck tatenfroher Lebensfreude.

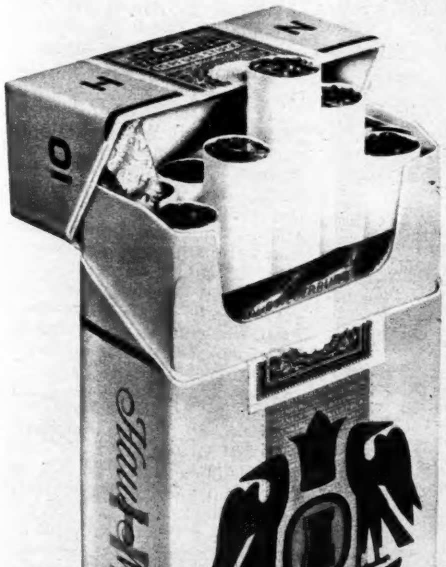
Für Sie - für alle anspruchsvollen Raucher - schuf HAUS NEUERBURG eine Zigarette besonderer Art, angenehm leicht und mild, als edlen Rauchgenuß unserer heutigen Zeit:

RAVENKLAU

von edler Milde

H N

Eine Zigarette von
HAUS
NEUERBURG



10 PF

KÖNIGS-FORMAT

„Ich liebe Du"

Die wahre Geschichte (94): Obi Oputa war zwar kein Prinz, aber nobel

Vom Prinzen Obi Oputa aus Lagos, der Hauptstadt von Nigeria, war in den letzten Jahren gelegentlich die Rede. Hauptsächlich in den Zeitungen von Paris, London, später in den Zeitungen von Hamburg und ganz zuletzt in den Luzerner und Züricher Blättern. Nicht daß der Prinz bis zu den Titelseiten vorgedrungen wäre. So prominent war er denn doch nicht. Der hübsche junge Mann — er selbst gab sein Alter meist mit achtundzwanzig an, war aber zweiunddreißig, schlank, geschmeidig, übrigens von schwarzer Hautfarbe — war gelegentlich in der Spalte „Gesellschaftliches" zu finden. Ganz zuletzt in der Spalte: „Verhaftet".

Beginnen wir in Hamburg. Der Prinz Obi Oputa lebt dort in großem Stil. Wenn er zum Schneider fährt, um sich einen Anzug machen zu lassen, bestellt er gleich ein halbes Dutzend. Krawatten kauft er zu Dutzenden. Seine Schuhe werden nach Maß aus dem teuersten und geschmeidigsten Leder gemacht. Er fährt einen großen Ford von dunkelrot-schwarzer Lackierung.

Er lebt in eleganten und ziemlich kostspieligen Appartements, scheint also Geld zu haben. Geld? Man kann gar nicht mehr von Geld sprechen, er muß sagenhaft reich sein oder, um es genauer auszudrücken: sein Vater, der König von Nigeria ist, muß sagenhaft reich sein.

Nun ist es ja so, daß Nigeria seit 1900 britische Kolonie mit achtzehn Millionen Einwohnern und einer Größe von 900 000 Quadratkilometern ist, keinen König hat, sondern einen Häuptling. Aber was ist schon der Unterschied? Die gescheiten Beamten vom Colonial Office in London titulieren die Häuptlinge Könige, so daß sich der Sohn Prinz nennen darf. Obi Oputa legt den größten Wert darauf, sich Prinz zu nennen, und auch darauf, daß die anderen ihn so nennen. Der vollendete Gentleman, immer gleichbleibend liebenswürdig und charmant, mit Manieren, die man vielen weißen jungen Menschen wünschen möchte, gerät nur dann außer sich, wenn man vergißt, ihn richtig zu titulieren. Die Verkäuferin in einem Hamburger Geschäft, wo er eine Musiktruhe für zweitausendfünfhundert DM ersteht, redet ihn als schlichten „Mister" an und beschwört so ein wahres Erdbeben herauf. Ihr Chef wird gerufen, wird darüber orientiert, daß ein Prinz mit „Königliche Hoheit" angeredet zu werden das Recht hat und bittet „Seine Königliche Hoheit" ergebenst um Entschuldigung.

Königliche Hoheit ...

Prinz Obi Oputa kann sein Recht auf diesen Titel sogar beweisen. In seinem Paß, einem britischen Paß natürlich, steht, daß er ein „Prince" ist. Was will man mehr? Eigentlich braucht man gar nicht mehr, um zu wissen, daß da etwas nicht stimmt. Denn dergleichen pflegt in einem britischen Paß nicht vermerkt zu sein. Jedenfalls werden die Heren im britischen Konsulat in Hamburg das später feststellen. Später — ein bißchen zu spät.

Eine Fälschung also? Vermutlich. Und wie steht es mit den anderen Papieren, mit den Zeugnissen aus einem englischen College, auf Grund dessen der Prinz Obi Oputa an der Hamburger Universität immatrikuliert wurde und Medizin studiert? Auch Fälschungen?

Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Übrigens ist das mit dem Medizinstudium gar nicht so weit her. Der reizende junge Mann mit den vorzüglichen Manieren und dem charmanten Lächeln hat einfach keine Zeit zum Studium. Er führt ein viel zu ausgedehntes Privatleben. Er fährt in seinem Auto umher und besucht junge Damen, auch manchmal Damen, die nicht mehr so jung sind.

Ins Scheinwerferlicht der Hamburger Öffentlichkeit gerät er durch zwei Ereignisse. Das eine ist der Presseball, an dem er in tadellosem Frack teilnimmt. Später schreiben die Zeitungen, daß er einer der „prominentesten Gäste" gewesen wäre. Warum auch nicht? Es gibt nicht mehr so viele Prinzen, zumindest nicht mehr viele Prinzen, deren Väter noch im aktiven Dienst sind.

Das zweite Ereignis ist das Treffen des Internationalen Frauenvereins in dem Lokal des Hamburger Künstlerklubs „die Insel". Bei dieser Gelegenheit muß ein Student oder eine Studentin jeder Nation aufstehen, eine Kerze für sein Land anzünden und in seiner Landessprache einen Gruß in die Heimat schicken. Der Prinz Obi Oputa zündet also eine Kerze für Nigeria an und entbietet einen Gruß an seine Heimat. Natürlich versteht ihn kein Mensch. Wer in Hamburg beherrscht schon die Sprache von Nigeria?

Es ist für den Herrn, der an der Seite des Prinzen sitzt, schon schwer genug, sich auf Englisch mit Obi zu verständigen. Sein Nachbar ist übrigens der Hamburger Polizeichef Georges.

Natürlich ist der charmante Prinz ein gefundenes Fressen für die Presse. Eine junge, gescheite und hübsche Hamburger Reporterin macht sich bei jener Tagung des Internationalen Frauenvereins an den Prinzen heran, um ihn zu interviewen, sehr zur Empörung der anderen im wesentlichen weder hübschen noch jungen Damen, die finden, daß so was nicht geht. Einen Prinzen interviewt man doch nicht!

Obi Oputa ist anderer Ansicht. Warum kein Interview? Aber nicht hier während der Tagung des Internationalen Frauenvereins, besser um acht Uhr abends bei ihm zu Hause. Als die Reporterin erscheint, hat er allerdings längst vergessen, weswegen sie kommt. Dagegen hat er Sekt kalt gestellt. Das ist ihm um so höher anzurechnen, als er selbst keinen trinkt. Er trinkt nur Coca-Cola.

Den Sekt trinkt also die Reporterin, und da sie nicht nur hübsch, sondern auch gescheit ist, gelingt es ihr, einiges aus Obi herauszuholen. Er spricht von dem fabelhaften Palast, in dem seine Eltern wohnen. Sein Vater sei westlich eingestellt, habe also nicht wie andere afrikanische Könige eine Unmenge Frauen, sondern nur eine Frau, seine Mutter. Die beiden seien übrigens meistens allein, denn Obis jüngere Schwester halte sich meist in Paris auf. Vielleicht werde sie gelegentlich mal nach Hamburg kommen, um ihn zu besuchen.

Plötzlich erschrickt Prinz Obi. Dies ist ja wirklich ein Interview, die Reporterin macht sich sogar Notizen. Und nun geschieht etwas sehr Seltsames. Er fleht sie an, kein Interview zu machen. Statt dessen will er von Liebe sprechen. Zu diesem Zweck kniet er bereits. Aber die Reporterin will nicht von Liebe sprechen. Sie will jetzt so schnell wie möglich nach Hause.

„Bitte!" sagt der Prinz Obi, hüllt sich in seinen Kamelhaarmantel und schlingt einen Schal um seinen Kopf — denn im nördlichen Hamburg ist ihm immer kalt — und fährt die Reporterin nach Hause.

Am nächsten Tag erzählt sie Redaktionskollegen, das sei wohl das letztemal gewesen, daß sie den Prinzen gesehen habe. Aber es kommt anders. Schon nach wenigen Tagen erscheint der Prinz und mietet sich eine kleine Wohnung neben der Reporterin. Auch bringt er seine Musiktruhe mit. Er lädt die Reporterin zu einem Begrüßungs-Cocktail ein, er schickt ihr Blumen. Er schickt ihr so viel Blumen, daß die junge Dame nervös wird. Sie ruft ihn an. Sie sagt ihm: „Wenn Sie nicht aufhören, mir Blumen zu schicken, werde ich das Interview doch veröffentlichen!"

Das wirkt. Prinz Obi Oputa zieht sich verwundet und resigniert zurück.

Dies ist einer der wenigen nachgewiesenen Fälle, in denen ihn sein geradezu sagenhaftes Glück bei Frauen im Stich läßt. Im allgemeinen fliegen sie ihm zu. Er braucht nur da zu sein. Er braucht nur ein paar Worte zu reden.

„Wie charmant er doch ist!" äußern sie. „Wie reizend! Wie rücksichtsvoll!" Er ist auch sehr aufmerksam. Er schickt ihnen Blumen. Und dann äußert er so ganz beiläufig, daß er sie zu heiraten gedenke. Das heißt, dies sagt er jeder einzelnen allein. Manchmal kommt der Heiratsantrag bereits nach einer Bekanntschaft von zehn bis fünfzehn Minuten. Zeigen sich die Damen erstaunt, dann erklärt er folgendes: „Es ist Sitte in Nigeria, einer Frau, die einem gefällt und die man heiraten möchte, sofort einen Heiratsantrag zu machen!"

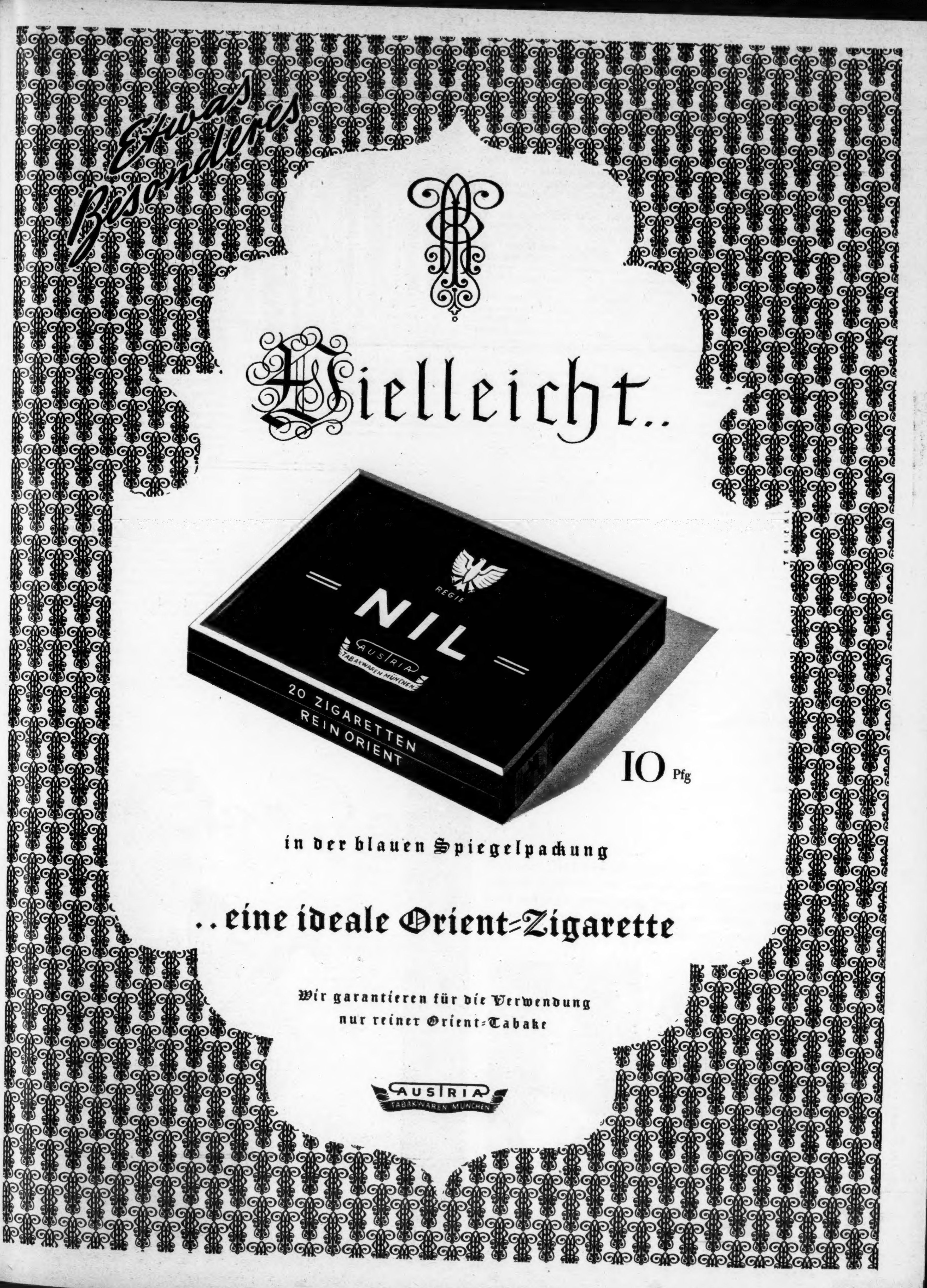
Warum, so sagen sich die Betroffenen, sollte dieser lobenswerte Brauch von Nigeria nicht nach Hamburg verpflanzt werden? Um so mehr, da Prinz Obi Oputa ja einiges zu bieten hat. Die Frau, die ihn heiratet, wird Prinzessin werden und früher oder später, nach dem Ableben des königlichen Papas, Königin. Sie wird mit Obi in einem Palast wohnen. Sie wird reich sein, ungeheuer reich; denn dem König von Nigeria dürfte es ja an nichts fehlen.

Dem zukünftigen König von Nigeria fehlt es allerdings im Augenblick an etwas; an Kleingeld nämlich. Und da er ein offener Mensch ist, der vor seiner zukünftigen Frau nichts verbirgt, versucht er erst gar nicht, seine augenblicklichen Schwierigkeiten zu verbergen. Und das Logische ist, daß er die Frau, die er ja hundertfach, tausendfach entschädigen wird, darum bittet, ihm auszuhelfen.

Manche Damen lassen sich nicht lumpen. Eine kauft ihm sogar den bereits er-

[FORTSETZUNG AUF SEITE 28]

Der schwarze Salonlöwe *Obi Oputa bestand darauf, mit „Königliche Hoheit" angeredet zu werden. Seine Manieren waren die eines echten Prinzen, seine Schulden die eines Majors und seine Affären die eines Rubirosa. Überall, wo er auftauchte – in Paris, London, Hamburg –, lud man den Renommierprinzen auf Gesellschaften ein. Unser Bild zeigt ihn auf dem Wohltätigkeitsfest eines Frauenvereins in Hamburg, wo man sich die Bekanntschaft mit einer „Königlichen Hoheit" etwas kosten ließ*



Etwas Besonderes
Vielleicht..
REGIE
NIL
AUSTRIA
TABAKWAREN MÜNCHEN
20 ZIGARETTEN
REIN ORIENT
10 Pfg
in der blauen Spiegelpackung
..eine ideale Orient=Zigarette
Wir garantieren für die Verwendung
nur reiner Orient=Tabake
AUSTRIA
TABAKWAREN MÜNCHEN

[FORTSETZUNG VON SEITE 24]

wähnten großen amerikanischen Wagen, genauer gesagt, sie unterschreibt den Kaufvertrag und wird später, zu ihrem Entsetzen, den ganzen Betrag zahlen müssen. Eine Hamburger Ärztin läßt ihm monatlich große Summen zukommen. Im allgemeinen will er, bescheiden wie er ist, den Gegenwert von zweitausend Pfund Sterling ausleihen, die „morgen oder übermorgen" in Hamburg eintreffen müssen und die er dann sofort zurückerstatten wird.

Aber er nimmt auch weniger. Er nimmt hundert Mark, er nimmt sogar zwanzig Mark. Er nimmt alles.

Also ein Hochstapler. Wenn wir die Geschichte von hinten aufrollen, das heißt, wenn wir erzählen, was wir jetzt wissen, und was zu erfahren eigentlich nie sehr schwer war, stellt sie sich etwa so dar:

Obi Oputa ist weder der Sohn eines Königs noch eines Häuptlings. Er stammt aus ganz kleinen Verhältnissen. Die Verwandten sind schwarze Arbeiter ohne jeden Besitz. Der Vater ist längst tot. Die Mutter lebt kümmerlich von dem, was sie verdient, ja, schickt dem Sohn, der nach Europa ausgewandert ist, monatlich etwas Geld, allerdings sehr, sehr wenig.

Warum ist er ausgewandert? Er hatte da irgend etwas ausgefressen ... Vielleicht ist er nicht gerade mit den Gesetzen in Konflikt geraten, sicher aber mit der Familie; denn die hat ihn, höchst feierlich, aus der Sippe ausgestoßen — und in Nigeria ist es offenbar ein Unglück, wenn die Familie nichts mehr von einem wissen will. Andere Länder, andere Sitten.

Dies ist also unser Prinz. Er hat zwar keinen Titel und kein Geld, aber er hat Charme. Er hat so unermeßlichen Charme, daß er überall Frauen findet, die bereit sind, ihm alles zu geben, was sie zu geben haben, also nicht nur ihr Geld. Er hält das übrigens für selbstverständlich. In den wenigen Augenblicken, in denen er sich freimütig über Frauen äußert, erklärt er, er habe sie nun schon satt, er könne sich gar nicht mehr vor ihnen retten, und das schlimmste sei, daß sie alle ans Heiraten dächten. Denn schließlich könne er es ja seinem Volke nicht antun, mit einer weißen Frau nach Hause zurückzukommen ...

Es gelingt Obi Oputa, sich in Paris eine Zeitlang über Wasser zu halten, in erstklassigen Hotels zu leben und nichts zu bezahlen oder die Frauen für sich bezahlen zu lassen. Und es gelingt ihm ferner, die Bekanntschaft einer schwerreichen Witwe in London zu machen und mit ihr fast ein Jahr zu leben; nicht nur mit der Witwe übrigens, sondern, wenn man ihm glauben darf, auch mit anderen Damen der besten Gesellschaft. Insbesondere die englische Aristokratie hat es auf Obi Oputa abgesehen — oder er auf sie.

Und als der englische Traum ausgeträumt ist, fährt Obi Oputa nach Hamburg.

Wie ist das alles nur möglich? Wie kann es heutzutage einem Hochstapler gelingen, so lange und so ausgiebig die Leute an der Nase herumzuführen, dazu noch einem, der durch seine schwarze Hautfarbe auffallen muß, also, wenn es brenzlig wird, nicht einmal untertauchen kann?

Es gibt viele Erklärungen, wenn auch keine völlig befriedigende. In Hamburg gibt es viele reiche Schwarze an der Universität. Nur Schwarze mit Geld können sich das Studium an einer Universität in Europa leisten. Und niemand scheint auf die Idee gekommen zu sein, daß ein Schwarzer ein Hochstapler sein kann. Sie halten eben die Schwarzen für naiv, treuherzig und uns für tausendmal schlauer als sie.

Weiter: Obi Oputa wird in die besten Häuser der Stadt eingeladen; bedeutende Industrielle bemühen sich um seine Bekanntschaft. Weiter: er wirkt wirklich wie ein Herr aus gutem Hause, wie ein Gentleman.

Aber schließlich muß sich doch irgend jemand mal darüber gewundert haben, daß der Prinz immer in Geldverlegenheit war? Natürlich haben sich viele Leute darüber gewundert. Aber da hat Obi Oputa eine geradezu geniale Ausrede parat gehabt. Wann immer er ein gewisses aufkommendes Mißtrauen spürte, äußerte er etwas von Transferschwierigkeiten. Er setzte auseinander, daß es nicht ganz leicht sei, aus Nigeria Geld auszuführen, offenbar auch nicht einmal für den König von Nigeria. Wenn jemand ihm den gutgemeinten Rat gab, doch auf das für ihn zuständige Konsulat zu gehen, schüttelte Obi Oputa betrübt den Kopf. Gerade das kann er nicht tun; denn das Geld, das er erwartet, kommt „schwarz", und wenn er nur ein Wort davon verlauten ließe, gäbe es Unannehmlichkeiten für seinen Vater, den König. Ja, wer weiß, vielleicht sogar eine Revolution.

Ein Licht für Nigeria *entzündete „Prinz" Obi Oputa beim internationalen Kerzenabend im Hamburger Künstlerklub „Die Insel", und ein gerührtes Lächeln verklärte sein pausbäckiges Gesicht. Obi verstand es auf seine Art, das Heimweh nach seinem fernen afrikanischen Königreich in traulicher Gesellschaft zu betäuben. Jede Dame, die ihm gefiel, wollte er gleich heiraten*

„Also bitte kein Wort von den zweitausend Pfund Sterling, die ich in den nächsten Tagen erwarte ..."

Die zweitausend Pfund Sterling kommen nie.

Aber alle fallen nicht auf ihn herein. Da sind, zum Beispiel, andere Schwarze an der Universität in Hamburg. Für die ist es ganz klar: Obi Oputa ist ein Betrüger. Sie sagen das nicht gern, denn es gibt ja so etwas wie Korpsgeist; aber wenn man sie fragt, verschweigen sie ihre Meinung nicht. Auch die britischen Behörden in Hamburg wissen bald Bescheid, und wer sich an sie wendet, wird darüber aufgeklärt, daß Obi Oputa mitnichten eine königliche Hoheit ist, und daß er in Paris und London von Frauen gelebt hat, insbesondere auch von der bereits erwähnten schwerreichen Witwe.

Nicht genug, daß es Leute gibt, die Bescheid wissen. Obi Oputa macht sich selbst dauernd verdächtig. So zieht er fast jeden Monat in eine neue Wohnung, und die Vermieter der alten verschweigen nicht, daß er seine Miete noch nicht bezahlt hat. Die Geschäftsleute, denen er Geld schuldig geblieben ist, sind zwar mißtrauisch, schweigen aber noch — sie denken wohl, vielleicht bezahlt er doch, und sie wollen sich einen möglicherweise guten Kunden nicht für später verderben.

Immerhin kann man nicht ewig leben, ohne Rechnungen zu bezahlen. Einige Geschäftsleute drohen schließlich mit Anzeige. Einige Damen bringen sogar den Mut auf, ihr Geld zurückzuverlangen. Obi Oputa hat einen sechsten Sinn dafür, ob er noch einmal vertrösten kann oder nicht. Wenn es durchaus nicht mehr geht, gibt er irgendeiner seiner vielen Bräute etwas Geld — das er sich gerade von einer anderen Braut gepumpt hat.

Aber auf die Dauer geht das natürlich nicht. Und eines Tages sagt sich Obi Oputa, daß der Tag der Abreise gekommen ist. Genaugenommen: die Nacht der Abreise. Denn wie die Zeitungen später schreiben werden, hat er sich „bei Nacht und Nebel" aus Hamburg fortgemacht. Ohne Musiktruhe, aber mit seinem weinrot-schwarzen Ford.

Merkt man etwas in Hamburg? Es ist unfaßbar, aber man merkt noch immer nichts. Die Polizei vermutet noch immer, es handle sich um einen echten Prinzen, der wohl auch über genügend Geld verfüge, seine Schulden zu decken; er habe das eben in der Hast der Abreise versäumt. Die ersten Veröffentlichungen nach dem Verschwinden Obi Oputas sagen ganz deutlich, „es handle sich nicht um einen falschen Prinzen, sondern tatsächlich um den Thronanwärter eines großen Häuptlings in Nigeria."

Knirps-Wetter

An 247 Tagen regnete es im letzten Jahr. Mit „Knirps"-Wetter muß man also fast täglich rechnen und darum seinen „Knirps" bei sich haben.

Sicher ist sicher, denkt VICO TORREANI, Film- und Funk-Liebling der Frauen, denn ein plötzlicher Regenguß verdirbt Kleidung und gute Laune. Also hat Vico Torreani seinen Herren-Knirps mit dem eleganten Golfgriff immer bei sich.

ARRENBERG

HERREN Knirps

Immer tip top mit Knirps!

Immerhin fragt die Polizei vorsichtshalber bei Interpol in Paris an. Weiß Interpol, die internationale Kriminalpolizei, etwas von Obi Oputa? Aber Obi Oputa ist bei Interpol nicht bekannt. Noch nicht. Bei den Hamburger Behörden atmet man auf. Wenn Obi Oputa bei Interpol nicht bekannt ist, wird alles halb so schlimm sein, denkt man.

Und wo steckt Obi Oputa? Er ist erst einmal bis Heidelberg gefahren. Dort hat er übernachtet, und dann ging es weiter nach Genf. Flucht in die Schweiz? Von Flucht kann keine Rede sein. Obi Oputa hat viele Bekannte wissen lassen, daß er in die Schweiz zu fahren gedenkt — weshalb die Polizei auch erst annimmt, daß er überall stecken könne, nur nicht in der Schweiz. Er hat sogar noch von Hamburg aus seine Schweizer Bekannten benachrichtigt, daß er demnächst eintreffe.

Nächste Station: Luzern.

Obi Oputa kommt in die schöne Stadt Luzern, weil er in Hamburg einen Studenten kennengelernt hat, der von dort stammt. Und da er noch genau 20 Pfennig besitzt, so muß er zuerst einmal irgendwo Unterschlupf finden. Er kommt mitten in der Nacht bei dem Schweizer und seiner Familie an. Dort herrscht zwar ein gewisses Erstaunen, aber man will nicht ungastlich sein. Die Eltern des Studenten quartieren den Prinzen in einem Hotel ein, in einem kleinen, einfachen Hotel. Obi Oputa ist entsetzt. Er hatte gehofft, in Luzern sein Hamburger Leben fortsetzen zu können. In dem winzigen Hotelzimmer kann er es nicht aushalten. Doch wo soll er hin? Was kann er tun? Wie kann er seinen großen Coup landen?

Er geht ins Restaurant Schwanen. Vielleicht, daß er dort eine junge Dame trifft oder besser mehrere junge Damen.

Es gibt doch Geld in der Schweiz... viel Geld, und die Schweizer sind doch simple, nicht allzu weltgewandte Leute. Das müßte doch leicht glücken, was in London, Paris und Hamburg glückte.

Dies ist die Rechnung Obi Oputas — und wie sich herausstellt, ist sie falsch. Er imponiert den Bewohnern von Luzern durchaus nicht, und das gilt auch für die Bewohnerinnen der Stadt. Er kann lächeln, soviel er will, sie nehmen von ihm keine Notiz. Nur mit einer Luzernerin kommt Obi Oputa überhaupt ins Gespräch, und auch nur darum, weil er sie aus London kennt. Sie erklärt sich schließlich bereit, ihm etwas Geld zu borgen, bis die sagenhaften zweitausend Pfund Sterling eintreffen.

Aber zum Unterschied von den meisten Freundinnen Obi Oputas in Hamburg, Paris und London drängt sie auf Rückgabe. Zu spät. Obi Oputa ist bereits abgereist.

Dieses geschieht am dreizehnten September. Die junge Dame aus Luzern bekommt einen Weinkrampf. Dann benachrichtigt sie die Polizei. Die hat schon eine Anfrage von Interpol über Obi Oputa erhalten — eine Routineanfrage, vor einigen Tagen, als Obi aus Hamburg verschwand. Damals hat die Schweizer Polizei nur feststellen können, daß Obi Oputa sich in der Schweiz nicht befindet. Nun weiß sie also, daß er im Lande weilt. Und sie ist sehr begierig zu erfahren, was er in der Schweiz will.

Der schweizerische Polizeiapparat setzt sich langsam in Bewegung. Aber wenn er sich erst einmal in Bewegung gesetzt hat...

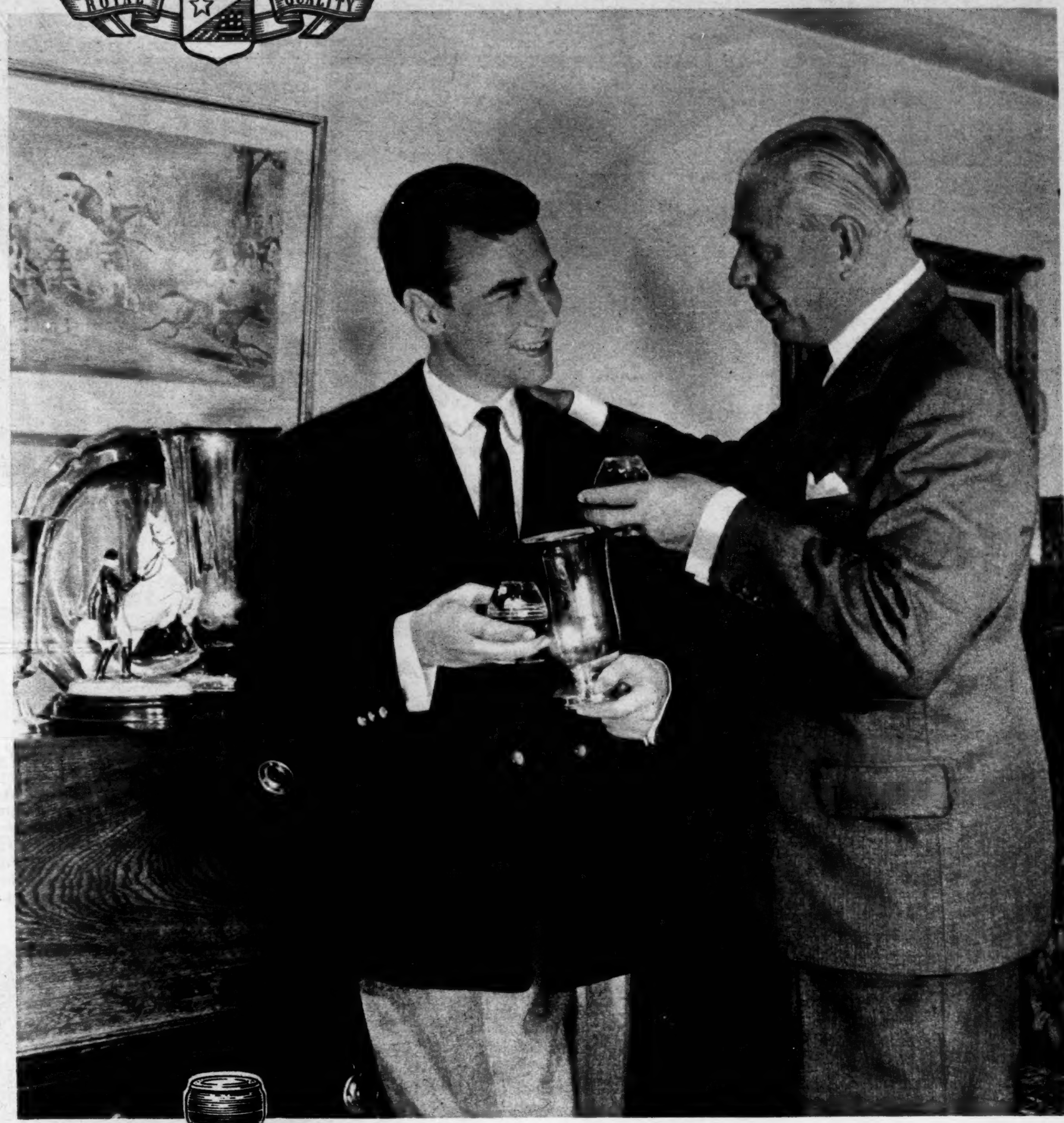
Obi Oputa ist inzwischen nach Zürich gekommen und im Hotel Pfauen abgestiegen, im Hause des berühmten Zürcher Schauspielhauses. Zürich ist größer als Luzern. Zürich ist internationaler, in Zürich wird er, davon ist er überzeugt, ein ähnliches Leben führen können wie in London, Hamburg, Paris...

Anfangs geht auch alles gut. Obi Oputa macht Bekanntschaften, es gelingen ihm einige Pumpversuche, wenn auch nicht gerade großen Formats. Immerhin kann er seine Hotelrechnung bezahlen. Er will mehr als von einem Tag zum anderen leben. Er will eine gewisse Sicherheit. Und die hat er nur, wenn in Hamburg keine Anzeige gegen ihn erfolgt. Um das zu verhindern, macht er einen sehr gerissenen Schachzug. Er telegrafiert der Kriminalpolizei in Hamburg, das Geld für seine Gläubiger sei bereits unterwegs, sie alle würden bezahlt werden. Die Hamburger Geschäftleute, die schon allen Mut verloren hatten, blicken wieder froher in die Zukunft. Sie sagen sich mit Recht, daß niemand, der nicht die Absicht hat zu zahlen, ein solches Telegramm schicken würde.

Auch Zürich ist für Obi eine Enttäuschung, denn ein großer Coup will ihm einfach nicht gelingen. Und eines Morgens stellt er mit Bedauern fest, daß man in der Schweiz — zum Unterschied von ande-

(FORTSETZUNG AUF SEITE 48)

ROYAL QUALITY



Sprich „Dü-pi-fiss"
Trink „Dupuis-Fils"

Unter uns gesagt....

„Ein sehr guter
und gar nicht teurer Weinbrand!"

Dupuis Fils »DREISTERN« Original Weinbrand DM 10.70

★★★

Dupuis Fils »GOLDKRONE« DM 14.50 · Dupuis Fils »EXTRABRAND« DM 18.50

Für Liebhaber französischen Cognacs von unserem Stammhaus

Dupuis Fils & Co., Chermignac: »COGNAC DUPUIS V.S.O.P.« zu DM 25.–

CONTACT DF 1

Wie gut tut dieser Schluck!

Brrr — ist das ein Wetter! Durchnäßt kommt man zu Hause an. Kalte Füße, der Mantel feucht, und vom Hut laufen noch die Regentropfen in den Kragen. Wie leicht könnte das einen Schnupfen geben. Oder noch schlimmer, eine Grippe! Gut, daß meine Frau da ihr Rezept hat. Sie empfängt mich an solchen Tagen immer mit einem dampfenden Grog, natürlich mit POTT zubereitet. POTT ist der beste, sagt sie immer. Er ist mild und würzig und dabei so ergiebig. Hausfrauen kennen sich da aus. Wollen Sie wissen, wie meine Frau ihn zubereitet? Geben Sie 1-2 Stück Würfelzucker oder weißen Kandis und kochendheißes Wasser in ein Glas. Vergessen Sie bitte nicht, zuvor einen Löffel hineinzustellen! Rühren Sie um, bis sich der Zucker ganz gelöst hat, und füllen Sie dann mit zwei Likörgläsern „Gutem POTT" auf. Versuchen Sie's einmal mit der Portionsflasche für einen Grog, und Sie bleiben bei POTT.

Heute empfiehlt Ihnen das POTT-Negerlein die Feuerzangenbowle. (Am besten nehmen Sie dazu eine 3-Liter-Schale aus Jenaer Glas.) Die komplette Zuckerhutpackung für die POTT-Feuerzangenbowle erhalten Sie bei Ihrem Händler. Laden Sie ein paar gute Bekannte ein, und Sie werden einen stimmungsvollen Abend erleben. Das Rezept für die „POTT-Feuerzangenbowle" und eine Menge anderer feiner POTT-Rezepte finden Sie in der „POTT-Rum-Zauberfibel", die Sie für 50 Pfg. in Briefmarken von uns bekommen.

Schreiben Sie bitte noch heute an H. H. POTT, Flensburg, Postfach.

„Der gute POTT" zum guten Grog

Tatsachenbericht von Hans Nogly

Abente

Im Frühjahr 1947 bieten Beamte der amerikanischen Kriminalpolizei in Berlin dem Prinzen Ferdinand zu Schoenaich-Carolath ihre Hilfe an. Es geht um die Mutter des Prinzen, der Witwe Wilhelms II. — Prinzessin Hermine zu Preußen lebt unter russischer Bewachung in Frankfurt (Oder). Man will sie nach dem Westen holen. Sie lehnt ab, da ihr der Plan zu abenteuerlich ist, schickt aber ihrem Sohn durch eine Vertraute einen Koffer mit Schmuck, der im Hause des amerikanischen Oberstleutnants Stcherbinine auf rätselhafte Art verschwindet. Die Amerikaner tun eifrig bemüht, den Fall aufzuklären. Mike Strauch, ein CID-Agent, führt in grober Art die Untersuchung. Er verdächtigt in zermürbenden Verhören den Prinzen und seine Gattin Rose Rauch. Beide

Das letzte Bild einer Kaiserin. *In der Armut und im Exil in Frankfurt (Oder) war Hermine zu Preußen müde und alt geworden. Das einzige Mitglied ihrer Familie, das ihre Einsamkeit teilte, war der kleine Prinz Fritzi, Sohn ihrer Tochter Henriette. Er stand auch als einziger Prinz an ihrem Grab*

werden der Tortur einer Behandlung mit der Wahrheitsspritze ausgesetzt. Der Prinz wird dadurch schwerkrank. An seinem Krankenbett erreicht ihn ein Telegramm, das ihm den Tod seiner Mutter meldet. Drei Tage später wird Vera Herbst, die Vertraute des Prinzen und seiner verstorbenen Mutter, unter der Beschuldigung verhaftet, die Kaiserinwitwe Hermine ermordet zu haben.

6. Fortsetzung

Es war abends, kurz nach acht. Es regnete in Strömen, das Wasser rauschte in den Bäumen, ergoß sich über den Rasen und klatschte laut auf die Steinfliesen und -treppen, die vom Gartentor zum Villeneingang führten. Es war warm, aber Vera Herbst fröstelte. Sie hatte lange Hosen an, eine Hemdbluse, bequeme Dinge, die sie zu Hause trug oder auf Hamsterfahrten. Die Polizisten, die sie abgeholt hatten, ein Engländer, ein Amerikaner und ein Deutscher, hatten es eilig gehabt. „Kommen Sie mit, so wie Sie sind", hatten sie gesagt und sie in rasender Autofahrt zur Potsdamer Straße 11 ins CID-Hauptquartier gebracht. Sie hatten sie im Flur abgeliefert, sie der Obhut eines alten deutschen Wachmannes überlassen, der sie verlegen anstarrte. Er stellte sich in die Nähe des Ausganges, peinlich berührt von der Aufgabe, aber wachsam. Sie hörte den Regen und das Hüsteln des Alten.

Sie wußte nicht, was sie von ihr wollten. Sie fühlte bloß, es war nicht die übliche Prozedur vor den üblichen Vernehmungen. Irgend etwas war anders. Ihr fiel der Prinz und seine Frau Rose ein, die das „Wahrheitsserum" eingespritzt bekommen hatten. Sie glaubte auf einmal, daß man mit ihr das gleiche vorhatte. Ärger über ihre Hilflosigkeit kroch in ihr hoch. Sie hatte genug von allem, sie hatte überreichlich genug! Die Kaiserin war tot; die gütige, alte Dame, der sie, Vera, bei ihrem letzten Besuch nichts von dem Schmuckdiebstahl hatte sagen dürfen, um sie zu schonen, war tot! Die Zeitungsleute, vor allem die amerikanischen, rannten dem Prinzen die Wohnung ein, wollten von ihm etwas über seine Mutter wissen. Sie wunderten sich, daß sie einen kranken Mann vorfanden, der sie abwies. Sie wußten nichts von dem Diebstahl, nichts von der Wahrheitsspritze — der Fall „Juwelen der Kaiserin" existierte offiziell noch nicht.

Veras Gedanken wurden unterbrochen. Mike Strauch kam aus einer der Türen geschossen, lärmend, dick und drohend.

„Da sind Sie ja!" bellte er. In seinen Augen war wütende Geschäftigkeit. Er machte sich nicht die Mühe, Vera in eines der Vernehmungszimmer zu bringen. Er stürzte auf sie zu, stemmte die Hände in die Hosentaschen und legte gleich auf dem Flur los: „Reden Sie! Wann ist die Kaiserin gestorben? Los, wann?"

232

Es war der übliche Radau, den er vom Stapel ließ, und Vera atmete auf. Sie begriff nicht, worauf er hinauswollte, aber sein Lärm, an den sie gewöhnt war, ließ sie gleichgültig.

„Am 7. August ist sie gestorben", antwortete sie geduldig. „Das werden Sie längst wissen."

„Ihre Ruhe wird Ihnen vergehen", fauchte Strauch, „sie wird Ihnen vergehen, das garantiere ich Ihnen!" Er trat dicht an sie heran. Er war kleiner als sie, er mußte emporblicken und war zornig darüber.

„Die Kaiserin", stieß er hervor, „ist ermordet worden — —"

Das Wort hämmerte in Veras Gedanken. Es übertönte den Regen und das erschrokkene Hüsteln des alten Wachmannes. Er ist verrückt, dachte Vera und starrte Strauch an, er ist total verrückt, so was zu behaupten.

„Das ist doch Unsinn", sagte sie, aber es fiel ihr schwer, zu sprechen. Sie ist in Frankfurt gestorben, bei den Russen, schoß es ihr durch den Kopf. Wenn etwas von Mord behauptet wird, dann muß es von den Russen kommen, sagte sie sich. Sie wurde plötzlich blaß und unsicher.

„Wer behauptet das?" stammelte sie.

„Ach? Ist Ihnen der Schreck in die Knochen gefahren?" knurrte Strauch boshaft. Er sprach jetzt gedehnt und leise. „Wir haben die Meldung bekommen, daß die Kaiserin in Frankfurt keines natürlichen Todes gestorben ist. Es ist unsere Aufgabe, den Täter zu finden — oder die Täterin. Wir haben Maßnahmen in die Wege geleitet — — Oder nein: eine Maßnahme haben wir in die Wege geleitet, nur eine! Wir haben eine Verhaftung vorgenommen — —" Er brüllte sie an: „Sie haben wir verhaftet! Sie."

Sie rührte sich nicht. Was er sagte, erschien ihr unwirklich und lächerlich, es war wie etwas, worauf man nicht zu hören brauchte, was man eben nur hörte, weil er so laut schrie. Doch plötzlich wurde ihr ganz klar, wie ernst es war, als er ruhig sagte: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie verhaftet sind. Sie stehen unter dem dringenden Verdacht, bei Ihrem letzten Besuch in Frankfurt der Kaiserin Gift beigebracht zu haben. Ich weise Sie darauf hin, daß alles, was Sie aussagen, gegen Sie verwendet werden kann."

Sie atmete tief ein. Sie spürte Schwäche in den Knien. Sie spürte den neugierigen Blick des Wachmannes, der jetzt bolzengerade vor dem Ausgang stand, weil man einer Mörderin deutlich zeigen muß, daß jeder Fluchtversuch aussichtslos ist.

Vera sagte: „Ich kann das nicht glauben — ich kann nicht glauben, daß die Kaiserin ermordet worden ist. Sie müssen sich irren! Sie haben falsche Informationen bekommen."

Mike Strauch ging nicht darauf ein. Er stellte seine Fragen.

„Warum sind Sie am 4. August nach Frankfurt gefahren? Hatte die Kaiserin Sie bestellt?"

„Sie hatte dem Prinzen geschrieben. Sie war in Sorge."

„Und da mußten Sie fahren?"

„Der Prinz hat mich darum gebeten. Ich bin oft gefahren, wenn Mutter und Sohn Verbindung miteinander aufnehmen wollten."

„So — Mutter und Sohn wollten Verbindung miteinander aufnehmen. Wollten sie das wirklich? Hat Sie der Prinz diesmal wirklich gebeten, zu fahren?"

„Fragen Sie ihn, wenn Sie mir nicht glauben", antwortete Vera verhalten.

Berlin W 15, Xantener Straße 7
Frankfurt (Oder), Blumenthalstraße 4
den 9. August 1947

Gott, dessen Wege wir in unserer Zeit so oft nicht begreifen, nahm meine geliebte Mutter

KAISERIN-WITWE
HERMINE VON PREUSSEN

am 7. August 1947, um 12.25 Uhr zu sich. Ein plötzlicher Herzschlag erlöste sie aus Ungewißheit und tiefem seelischen Leid.

Die Erfüllung ihres Herzenswunsches, ihre geliebte Heimat wiederzusehen und bei ihren Kindern sein zu können, erlebte sie nicht mehr.

Ihr Leben, das hohe Pflichterfüllung, Treue und Liebe hieß, vollendete sich viel zu früh.

Bis zur Überführung meiner Mutter in das Mausoleum zu Doorn (Holland) findet die Aufbahrung am Freitag, dem 15. August 1947, 14 Uhr, im Antiken Tempel zu Potsdam statt.

Im Namen der Familie und aller Anverwandten

FERDINAND
PRINZ ZU SCHOENAICH-CAROLATH

Diese Karte gab Nachricht vom Tode der letzten Gattin Wilhelms II.

„Vielleicht sind Sie diesmal aus eigenem Antrieb gefahren? Vielleicht hatten Sie Gründe? Wieviel Schmuckstücke hat Ihnen die Kaiserin seinerzeit mitgegeben? Damals — Sie wissen ja — —"

„Ich habe es Ihnen oft genug gesagt", antwortete Vera, „95 waren es."

„95 brachten Sie jedenfalls in Berlin an."

„Was soll das heißen?"

„Ich sagte: 95 Schmuckstücke brachten Sie hier an! Der Prinz und Sie stellten ja diese Liste auf. Da waren 95 Stücke drauf verzeichnet. Also genau wie ich sagte: 95 brachten Sie in Berlin an! Vielleicht — vielleicht haben Sie unterwegs was beiseite gesteckt?"

„Das ist — —"

„Das ist durchaus möglich! Ich meine nicht die 29 Stücke, die später verschwunden sind. Die wurden ja aus dem Komplex der 95 Stücke gestohlen. Vielleicht waren es aber ursprünglich, als Sie in Frankfurt abfuhren, mehr als 95? Was meinen Sie?"

Vera blickte ihn wütend an. „Ihre üblichen, haltlosen Verdächtigungen", stieß sie hervor.

„Möglich", sagte Strauch gleichmütig. „Was halten Sie von folgender Theorie? Die Kaiserin gibt Ihnen einen Koffer voll Schmuck mit — nun, sagen wir mit 105 Stükken, nur um eine Zahl zu nennen, vielleicht waren es mehr. Also angenommen 105. Sie nehmen sich zehn. Als Wegzehrung, wie? Als Botenlohn oder so. Warum nicht? Das ist doch nur natürlich. Dann kommt der Prinz und hat die blöde Idee, eine Liste aufzustellen."

„Das war meine Idee!"

„Der Prinz sagt: seine. Ist ja auch egal. Drücken wir es so aus: Sie können nicht umhin, mit dem Prinzen zusammen eine Liste der Schmuckstücke aufzustellen. Die Liste verzeichnet die 95 Stücke, die Sie brachten. Das ist ja nicht weiter gefährlich. Aber der Prinz kommt auf die Idee, daß Sie die Liste der Kaiserin übermitteln sollen — als Quittung sozusagen."

„Ich bin auf den Gedanken gekommen! Hören Sie? Ich habe von mir aus zum Prinzen gesagt, daß ich die Liste der Kaiserin bringen will."

„Auch das ist egal. Vielleicht blieb Ihnen keine andere Möglichkeit, als dem Prinzen das vorzuschlagen. Vielleicht konnten Sie nicht umhin! Also: Sie fuhren wieder nach Frankfurt, mit der Liste. Aber Sie haben sie der Kaiserin nicht gegeben!" — Er starrte sie triumphierend an und wiederholte laut: „Sie haben die Liste der Kaiserin nicht gegeben! Es war die Handschrift des Prinzen, und der Prinz hatte bloß 95 Stücke notiert, weil er nicht mehr bekommen hat. Das andere, die zehn Stücke oder wieviel es sonst waren — die Wegzehrung! — die standen nicht auf der Liste. Aber die Kaiserin wußte ja, wieviel sie Ihnen mitgegeben hatte."

„Aber das ist doch horrender Blödsinn!" Vera schrie verzweifelt gegen die überquellenden Theorien des Detektivs Mike Strauch an. „Das ist doch alles nur in Ihrer Phantasie vorhanden! Das ist doch Unsinn. Ich war doch nicht die einzige, die Briefe zwischen dem Prinzen und der Kaiserin beförderte. Da war noch eine Frau vom Roten Kreuz — und ein paar andere haben auch schon Nachrichten gebracht. Ich hätte doch jederzeit damit rechnen müssen, daß die Kaiserin beim Prinzen anfragt, ob er alles bekommen hat. Dann wäre ja die genaue Zahl herausgekommen. Dann wäre ja herausgekommen, daß ich ihr, wie Sie behaupten, etwas gestohlen und die Liste unterschlagen habe."

„Eben!" sagte Mike Strauch gelassen. „Das meine ich ja. Es wäre herausgekommen! Das mußten Sie fürchten. Und das haben Sie gefürchtet! Jeden Tag konnte es herauskommen. Jede Minute! Noch dazu, wo Sie sich dann noch mehr aneigneten, nicht wahr? Die anderen Stücke, meine ich, die 29. Wer einmal Blut geleckt hat — — Nicht wahr, Sie geben es doch zu? Sie werden das schon noch zugeben müssen, wenn Ihnen nichts anderes mehr übrigbleibt! Alles wird herauskommen! Sie haben es seit Tagen gefürchtet! Aber Sie dachten, die Gefahr für Sie droht von seiten der Kaiserin. Deshalb sind Sie hingefahren. Vielleicht wirklich auf Wunsch des Prinzen. Vielleicht war das die günstige, unverdächtige Gelegenheit, auf die Sie gewartet haben. Sie sind hingefahren. Was haben Sie Carlucci hinterher erzählt — hier im Flur an derselben Stelle? Der Kaiserin sei schlecht geworden, haben Sie erzählt, Sie hätten ihr ein Glas Wasser gegeben. Vielleicht ist der Kaiserin gar nicht schlecht geworden! Vielleicht haben Sie ihr bloß so ein Glas Wasser gegeben — es gibt Vorwände, jemanden zum Trinken zu veranlassen. Vielleicht war nicht nur Wasser in dem Glas. Was meinen Sie? Vielleicht war etwas darin, was Sie von allen Sorgen befreien sollte?"

Gegen seine Vorstellungskraft war nicht anzukommen. Vera stemmte sich gegen seine Verdächtigungen, aber sie fühlte, wie ihr Wille, die blühenden Kombinationen zu zerstören, erlahmte. Sie hatte keine Lust mehr, sich zu wehren, sie hatte plötzlich große Lust, alles laufen zu lassen, wie es lief.

„Das Glas Wasser", sagte sie matt, „habe nicht ich der Kaiserin gegeben, sondern Fräulein Topf, die Sekretärin."

„Sie haben hier, an dieser Stelle, zu Carlucci gesagt, Sie hätten der Kaiserin das Wasser gegeben", fuhr Strauch sie an.

Eine Zahncreme neuer Art!

Das neue Pepsodent ist

kreidefrei!

Was das bedeutet? Sie merken es sofort:
Wie leicht, wie cremig das neue Pepsodent schon aus der Tube gleitet – das ist nicht einfach eine Zahnpasta, das ist ja eine Zahncreme. Sie gibt Ihnen **ein ganz neues Gefühl der Mundfrische.** Wie wunderbar belebend! Wie angenehm schäumend!

Sie spüren gleich, wie diese Zahncreme wirkt – wie auffallend zart und behutsam sie bei aller Gründlichkeit die Zähne reinigt.

Jetzt wissen Sie auch, warum Pepsodent mit Irium die Zähne so strahlend weiß macht.
Natürlich! Weil Pepsodent den Zahnschmelz hegt und pflegt – den Zahnschmelz, der den Zähnen ja erst Glanz und Schönheit schenkt. Ja, das neue Pepsodent mit Irium hat's in sich!

Wir garantieren: *Schon nach dem ersten Putzen mit dem neuen Pepsodent sind Sie zufrieden! Sonst erhalten Sie Kaufpreis und Porto gegen Einsendung der angebrochenen Tube zurück von der Pepsodent GmbH, Hamburg.*

Strahlend weiße Zähne mit dem neuen

Pepsodent

Pe 2310

„Das habe ich nicht gesagt. Das kann ich gar nicht gesagt haben. Ich habe es ihr ja nicht gegeben! Fragen Sie Fräulein Topf."

Ihre erschöpfte Gleichgültigkeit reizte ihn zur Weißglut.

„Ich werde Fräulein Topf fragen! Ja — das heißt, ich werde die NKWD veranlassen, Fräulein Topf zu verhören. Ich werde veranlassen, daß der ganze Fall den Russen übergeben wird! Der Fall ist in Frankfurt passiert, in der russischen Zone. Ich werde Sie den Russen übergeben, verstehen Sie?" — Seine Stimme überschlug sich. „Sie werden sehen, was Sie davon haben! Die Kollegen von drüben reden nicht so lange drum herum. Los" — er packte sie am Arm und zerrte sie den Flur hinunter. Vor einer Tür machte er halt und riß sie auf. Er stieß Vera in das Zimmer — „hier können Sie bleiben, bis Sie schwarz werden."

Er knallte die Tür zu. Vera hörte, wie sich der Schlüssel zweimal im Schloß drehte. Sie war allein. Sie rüttelte an der Tür, aufgebracht und hilflos, sie hämmerte gegen die Füllung und rannte zum Fenster. Unten tauchte der alte Wachmann auf. Er blickte verlegen und energisch zu ihr hinauf.

•

Dr. med. Paul Thiery ist Anfang sechzig. Er ist ein großer, gelassener Mann mit weißem Haar. Er ist Rheinländer. Er war praktischer Arzt, später bis Kriegsschluß aktiver Sanitätsoffizier im Range eines Obersten. Heute wohnt er in Westberlin, seine Praxis befindet sich im Haus Bundesratsufer 12.

Dr. Thiery ist sachlich und klar, begabt mit einer erfrischenden Portion Humor, den er, neben Medikamenten, seinen Patienten zuteil werden läßt. Im Gegensatz zu Mike Strauch ist er, der Arzt, fähig, den Verlockungen üppig wuchernder Phantasie zu widerstehen und der nüchternen Beobachtung den Vorrang zu geben.

Dr. Thiery gab über die letzten Tage und den Tod der Kaiserin Hermine folgenden Bericht:

„... die letzten Kriegsjahre war ich Chefarzt des Standortlazaretts Berlin-Tempelhof (Reservelazarett 122).

Am 8. Mai 1945 ging ich zusammen mit meiner Frau in russische Kriegsgefangenschaft. Drei Wochen später wurden wir nach Frankfurt/Oder transportiert, wo man mir als Rangältesten von etwa fünfzig kriegsgefangenen Ärzten die Leitung eines Kriegsgefangenenlazaretts übertrug.

Nach Auflösung dieses Lagerlazaretts gegen Ende des Jahres 1945 wurde mir, dem Kriegsgefangenen, die Leitung eines Zivilkrankenhauses und des sogenannten Seuchenkrankenhauses übertragen. In dem Seuchenkrankenhaus wurden Heimkehrer und Zivilkranke aufgenommen, die an Typhus, Fleckfieber, Tuberkulose usw. litten.

Das Krankenhaus für die Zivilbevölkerung lag im Stadtteil Frankfurt-Paulinenhof, wenige Minuten von der Wohnung der Kaiserin-Witwe Hermine entfernt. Auf meinen täglichen Gängen zwischen den beiden Krankenanstalten sah ich oft eine weißhaarige Dame, die meist einen alten Kinderwagen schob und von einer jungen Dame begleitet wurde. Später erfuhr ich, daß es die Kaiserin war und ihre Sekretärin, Fräulein Ursula Topf. In dem Kinderwagen befand sich der Enkel der Kaiserin, Prinz Fritzi von Preußen.

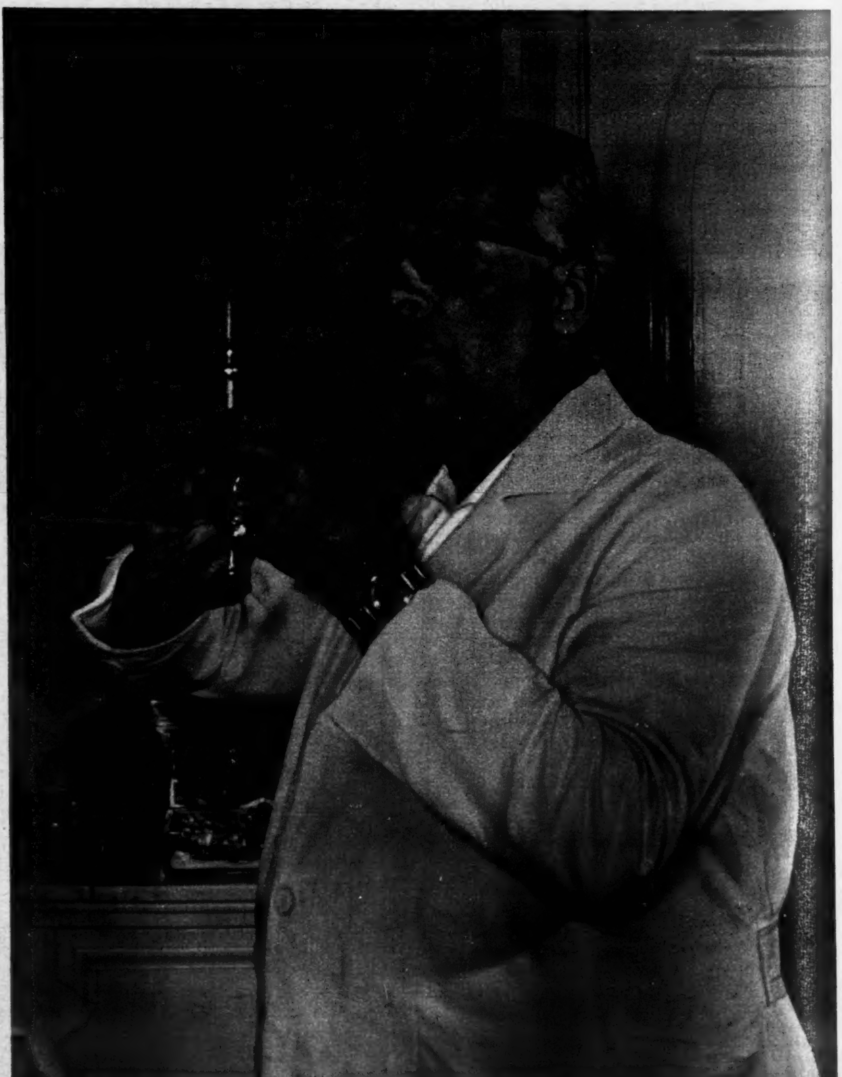
Eines Tages wurde ich der Kaiserin vorgestellt. Sie bat mich dann, ihr Hausarzt zu werden.

Wenn ich im folgenden Dinge erwähne, die den Gesundheitszustand der Kaiserin betreffen, tue ich das auf Wunsch ihres Sohnes, des Prinzen Ferdinand zu Schoenaich-Carolath, der mich in einem Schreiben vom 30. Juni 1955 ausdrücklich von meiner Schweigepflicht als Arzt entbunden hat.

Die Krankheiten der Kaiserin während der Zeit, da ich ihr Hausarzt war, waren entweder unbedeutende Unpäßlichkeiten oder aber Erscheinungen, an denen sie schon seit Jahren litt. So hatte sie zum Beispiel sehr zu leiden unter rheumatischen Beschwerden, die mit einer Veränderung der Gelenke und Wirbelsäule zusammenhingen (Arthrosis deformans) ...

Im Zusammenhang mit der genannten Krankheit habe ich auf Wunsch der Kaiserin versucht, Geheimrat Sauerbruch zu einem Konsilium nach Frankfurt/Oder zu rufen. Sauerbruch sagte zu.

(FORTSETZUNG AUF SEITE 34)



Damals ein Gefangener der Russen. *Dr. med. Thiery, damals kriegsgefangen bei den Russen in Frankfurt/Oder und Arzt für Kriegsgefangene, war auch Hausarzt der Kaiserin-Witwe. Er schrieb im Beisein des russischen Kommandanten den Totenschein für Hermine aus und widerlegte damit die Anklage gegen Vera Herbst, sie habe die Kaiserin-Witwe Hermine heimtückisch vergiftet*

Die Hausfrau hat das Wort!

So war es seit jeher: Wir aus dem Hause THOMPSON wollen für Sie als Hausfrau nur das Beste. Wir wollen Ihnen helfen, leichter, sauberer und schneller mit der Hausarbeit fertig zu werden. Das war auch der Grund, warum wir Ihnen die neue

Schnell-Bohnermethode
BOHNERN OHNE BÜCKEN

mit Seiblank empfohlen haben; denn wir empfinden es als Rückschritt, wenn die Frau im Zeitalter der technischen Errungenschaften auf dem Boden herumkriecht, nur um einzuwachsen. — So sehen wir es! Und was sagen Sie dazu?

Schreiben Sie uns doch mal!

Wir legen wirklich großen Wert auf Ihre Meinung. Schreiben Sie uns einmal von den Erfahrungen, die Sie mit der neuen Schnell-Bohnermethode, mit der Qualität und der vielseitigen Anwendbarkeit von Seiblank gemacht haben. Wir sind gespannt, was Sie dazu sagen. Teilen Sie uns — bitte nur auf einer Postkarte — offen mit, was Ihnen gefällt oder — was vielleicht sogar noch zu verbessern wäre.

Eine Überraschung für Sie!

Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Das wissen wir zu schätzen, und so dürfen wir Ihnen verraten, daß wir mit unserer Antwort zugleich eine kleine Anerkennung für Sie bereithalten.

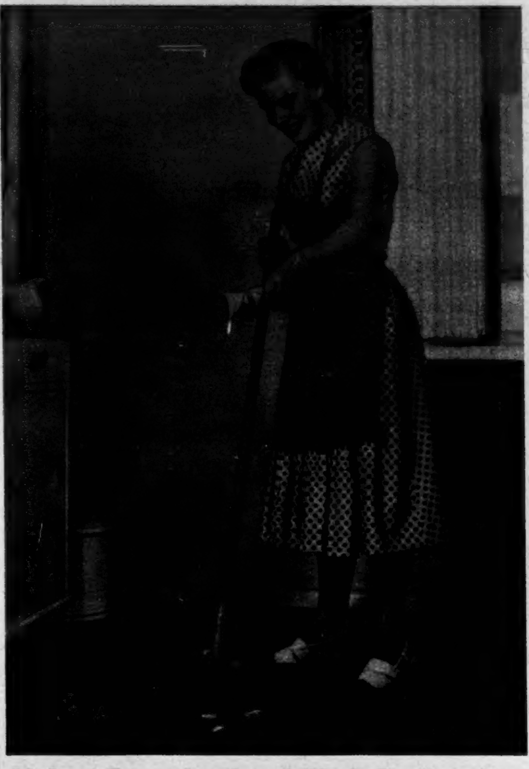
Und zum Schluß noch eine Bitte: Teilen Sie uns außerdem mit, ob Sie
a) Hausfrau sind,
b) einen Beruf ausüben.

Schreiben Sie unter dem Kennwort „Die Hausfrau hat das Wort" an:

Hausfrauen-Beratungsdienst
THOMPSON-Werke GmbH.
Düsseldorf K

Leichter geht es mit Seiblank

Nur echt mit dem Schwan aus dem Hause THOMPSON



Moderne Frauen benutzen Seiblank. Damit wachsen sie schnell und mühelos ein, denn Seiblank bedeutet: „Bohnern ohne Bücken." Machen auch Sie den Versuch!

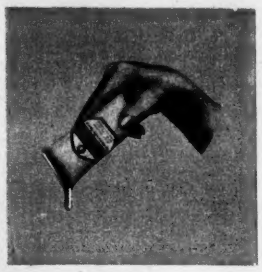
Die neue Schnell-Bohnermethode mit

Seiblank

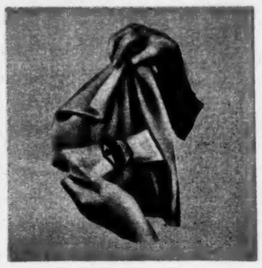
in der Klarsichtpackung

Seiblank kostet 65 Pfennig; die Doppelpackung 1,20 DM.

Eine Ecke der Packung (2-3 mm) mit der Schere abschneiden. Nun wird daraus ein praktischer, vollkommen sauberer Spritzbeutel.



Seiblank wird jetzt auf den Boden oder auf ein Bohnertuch gedrückt, das vorher um einen Schrubber gewickelt worden ist.



Nach Gebrauch die Öffnung zudrücken und die Packung wieder ins Bohnertuch einwickeln.

Diese geplagte Hausfrau wachst ihren Fußboden ein, so wie es früher gemacht wurde. Die Wirkung bleibt oft nicht aus: Rückenschmerzen, zerschundene Knie, mit Wachs beschmutzte Kleider und Strümpfe! Soll man denn so wenig fortschrittlich arbeiten?

Möbelpflege mit Seiblank! Seiblank ist auch für Möbel das Richtige. Hauchdünn auftragen und mit einem sauberen, weichen Tuch leicht nachpolieren.

T 25 141

Darf man das?

Jedenfalls kann man auch im Badezimmer blitzen. Denn jeder kann heute auf Anhieb photographieren – und blitzen. Wie herrlich das ist und wie leicht erschwinglich, das zeigt Ihnen der kostenlose Blitz-Ratgeber, aus dem wir hier einen verkleinerten Bildausschnitt zeigen. Der Blitz-Ratgeber ist ein ausgewachsener, großer Freudenspender im wertvollen Farbendruck, mit lebendigen, reizenden und zum Teil sogar sensationellen Aufnahmen. Sein großer Bruder ist das schöne Taschenbuch „Photohelfer" mit 240 Seiten und herrlichen Farbbildern. Darin steht auch, wie leicht jeder (bei nur einem kleinen Fünftel Anzahlung) zu einer eigenen, wertbeständigen Markenkamera kommen kann.
Photohelfer und Blitz-Ratgeber kommen sofort kostenlos und höchst unverbindlich, wenn Sie gleich ein Postkärtchen schreiben an der Welt größtes Photohaus

DER PHOTO-PORST
NÜRNBERG AB 38

Schlecht gelaunt..
müde, abgespannt? Dann hilft Ihnen ein Mittel, das aufmuntert, aber nicht aufpeitscht, das neue Energien frei- und das Leben lebenswerter macht: Kola-Dallmann · Es vereint: Schnelle Wirkung, Wohlgeschmack u. Unschädlichkeit.
Kola DALLMANN
macht Müde mobil
Erhältlich in Apotheken und Drogerien.

Die Uhr für's Leben!
Neueste Herren- und Damen-Modelle für Reise, Beruf u. Sport
Fordern Sie bitte Gratis-Katalog
Bequeme Raten!
Großversandhaus KRUMM GmbH
SOLINGEN 105

Handstrick-Apparat
Tricorex
Doppelbett 180/360 Maschen rechts und links in einem Zug ★ patent ★ halbpatent ★ rund ★ versetzt
Einbett 180 Maschen, **ohne** Gewichte
Sensationspreis DM 165,-
Kostenloser Prospekt durch:
NUDING & CO., Leverkusen 5
Tricorex-Alleinvertrieb · Mülheimer Str. 118C

Vaterland

Fahrräder — Moped
Jetzt Winterpreise
Fahrräder ab 74,–
Sport-Tourenrad ab 99,–
Buntkatalog mit 70 Fahrradmodellen, Kinderfahrzeugen gratis
Moped und Rollermoped
Schranknähmaschine 290,–
Prospekte kostenlos
Auch Teilzahlung
VATERLAND-WERK · NEUENRADE i. W. 20

Spione 5 Fälle die Weltgeschichte machten
Mata Hari ● Die Katze meldet ● Spionage in Wien (Fall Redl) ● Agent im Lande des Sonnenlöwen ● Kaiser der Spione
Eine Zusammenballung erregender Geschichten: Kühnheit, Liebe, Geldgier, Ruhmsucht, Verworfenheit, Grausamkeit.
5 Luxuseinbände, reiche Goldprägung, formschöne Plexiglaskassette. Gegen 6 Monatsraten von je DM 6,85 (Barpreis DM 37,50).
Rückgaberecht bei Nichtgefallen innerhalb 8 Tagen.
Eigentumsrecht vorbehalten. Erfüllungsort Hamburg.
Buchfreunde Sommer, Hamburg-Niend. 1B

Leben Schlanke länger?
Man sollte meinen ja, denn jedes Kilo Übergewicht belastet das Herz und den Kreislauf, macht träge und unlustig. Deshalb sollten Sie vorbeugen u. regelmäßig Bekunis-Tee trinken. Dieser altbewährte Blutreinigungs- u. Entfettungstee beugt der Darmträgheit vor, welche die Wurzel so vieler Beschwerden und die Ursache von Fettansatz, Pickeln und unreiner Haut sein kann. Bekunis-Tee wirkt darmanregend, entschlackend u. schlankheitsfördernd. Machen Sie gleich heute den Anfang!
Bekunis-Tee
Indischer Blutreinigungs- u. Entfettungstee
JEDE PACKG. DM 1.95
Bekunis-Dragées
Der Extrakt aus Bekunis-Tee, verstärkt

An jedes Fenster
Springrollo
Sie erhalten den interessanten Prospekt „so läßt sich das Leben ertragen" in allen einschlägigen Geschäften oder von der
Ein Handgriff genügt
Vereinigung der Springrollofabrikanten e.V. Abt. 7, Düsseldorf, Postfach 11 061

„Wie kommt das Bier auf das Klavier?"

fragte strafend Mrs. Jockeless, die Gründerin der Liga gegen die Verabreichung von Alkohol an Hunde. (Die Gute wußte nicht: das Bier ist ja gar nicht für den Hund, sondern für den Papagei bestimmt!)

Wir aber fragen:
Wie lange wollen Sie noch warten mit dem Blitzen beim Knipsen? Es muß ja nicht unbedingt ein Hund sein, der Klavier spielt. Dutzende der reizendsten Motive mit Ihren Familienmitgliedern nennt Ihnen Werner Hansen in der soeben erschienenen Broschüre „So wird geblitzt".

kostenlos
in den meisten Photogeschäften

GFP 5574

Wer photographiert, hat mehr vom Leben

(FORTSETZUNG VON SEITE 32)

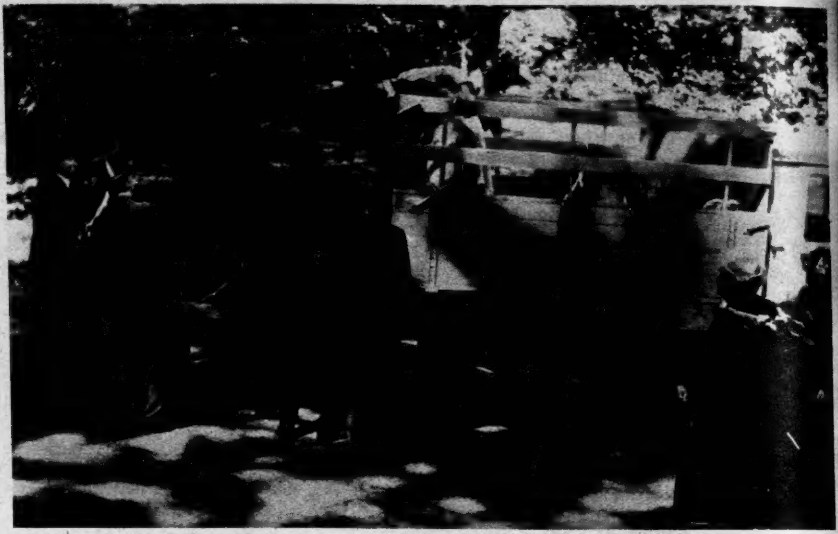
Der Besuch scheiterte allerdings an dem Mangel einer geeigneten Fahrgelegenheit für Sauerbruch, der sich einem damals noch bis zu zwölf Stunden fahrenden Güterzug nicht anvertrauen wollte.

Der Tod der Kaiserin kam völlig überraschend. Am 5. August 1947 waren meine Frau und ich bei der Kaiserin zum Tee geladen. Da ich keine Zeit hatte, ging meine Frau allein. Sie kam ungewöhnlich spät von diesem Besuch zurück und erzählte mir, die Kaiserin sei besonders nett zu ihr gewesen und habe sehr viel Persönliches erzählt, auch bezüglich des Schmuckes, um den sie sich Sorgen machte. Etwas Außergewöhnliches habe sie nicht bei ihr bemerkt. Später erinnerte sie sich allerdings, daß die Kaiserin an dem Tage den Enkel Fritzi nicht auf ihrem Schoße geduldet habe mit der Begründung: ‚Die Großmutter ist etwas erkältet.'

Am nächsten Morgen um sieben Uhr aber wurde ich zur Kaiserin gerufen. Ich fand sie schwerkrank. Es handelte sich um einen großen und harten Mandelabszeß rechts. Wie dieses ausgedehnte Gebilde im Verlauf nur einer Nacht entstehen konnte, ist mir ein Rätsel geblieben.

Ich besuchte die Kaiserin noch viermal an dem Tage und noch einmal am folgenden in der Frühe. Leider standen mir außer Sulfonamiden nur die sonst üblichen Mittel der Allgemeinpraxis zur Verfügung. Penicillin gab es nicht. Ich behandelte, wie ich das in meiner damals 27jährigen ärztlichen Tätigkeit bisher mit Erfolg getan hatte.

Am zweiten Tag der Krankheit, nach genau 36 Stunden, trat der plötzliche Tod ein. Nach meiner Auffassung gibt es zwei Möglichkeiten für den plötzlichen Tod: 1. Versagen des an sich schon labilen und durch die Ereignisse geschä-



„Allgemeiner Autotransport" *stand auf dem alten gebrechlichen Lastwagen (Bild oben), der den Sarg mit der verstorbenen Kaiserin-Witwe nach Potsdam brachte. Im Antiken Tempel im Park von Sanssouci wurde der Sarg neben dem Sarkophag der Kaiserin Auguste Viktoria beigesetzt. Die Trauergemeinde war klein, die Schar der Reporter groß. Die sowjetischen Besatzer hatten Offiziere geschickt (Bild rechts). Es blieb unklar, ob sie als Ehrengäste oder als Aufpasser nach Sanssouci gekommen waren*

DURCHGEWEBT · AUS CUPRAMA · MIT RÜCKENSCHUTZDECKE

Schön bleiben ein ganzes Teppichleben lang

wird der GREFRATH-ORIENTA. Er ist der einzige Velour-Teppich, der ohne Schonzeit sofort auf jede gebräuchliche Art gereinigt werden kann. In seiner neuartigen Rückenschutzdecke bleibt der Flor fest verankert; darum haart und flust der Teppich nicht. Der starke rutschfeste Rücken verleiht dem GREFRATH-ORIENTA eine außergewöhnliche Festigkeit, verhindert jeglichen Faltenwurf und läßt keinen Staub durch. Echte INDANTHREN-Farben garantieren die dauerhafte Schönheit seiner orientalischen Muster.

GREFRATH ORIENTA · VELOUR-TEPPICH

Haart und flust nicht · mottensicher
dauerhaft · lichtbeständig · preiswert
Überall im Fachhandel erhältlich

ORIENTA

Kostenlos senden wir Ihnen den neuen ORIENTA-Prospekt mit vielen farbigen Teppichmustern. Schreiben Sie bitte an: Grefrath Orienta, Abtlg. S 1, Grefrath b. Krefeld.

Wer wenig läuft,

meist sitzt und steht, dem macht gar bald der Darm Beschwerden, da sich die Frage, wie's ihm geht, ja auch um die Verdauung dreht! Nun: mit DARMOL wird's besser werden! Von DM 1.25 ab in Apoth. u. Drog. erhältlich.

Ja: Nimm DARMOL
Du fühlst Dich wohl!

Du fühlst Dich munter wie ein Fisch, ein neuer Mensch, auch geistig frisch!

digten Kreislaufs oder 2. Thrombose der vena jugularis interna aus dem Abszeß heraus. Zu einem operativen Eingriff war der Abszeß noch nicht ‚reif' genug; er hätte vielleicht am Abend stattfinden können.

Ich kam wenige Minuten nach dem Ableben der Kaiserin in der Wohnung an. In der Not hatte man den im gegenüberliegenden Hause lebenden Arzt, Herrn Dr. Dege, gerufen. Aber auch er hatte nur noch den plötzlichen Tod feststellen können. Auf Veranlassung der Tatarin (der im Hause wohnenden russischen Dolmetscherin. D. Verf.) erschien dann bald der russische Stadtkommandant mit einem Major-Arzt. Es wurde dann noch eine genaue Untersuchung der Toten durch diesen und mich vorgenommen. Dann mußte ich im Beisein des Kommandanten den Totenschein ausstellen."

Damals, im August 1947, gaben die Sowjets ein Bulletin über den Tod und die Todesursache der Kaiserin Hermine heraus, wobei sie sich auf den Totenschein Dr. Thierys und auf das Untersuchungsergebnis ihres eigenen Militärarztes stützten. Sie legten Wert auf eine übergenaue Untersuchung, um öffentlich feststellen zu können, daß der Tod der Kaiserin seine Ursache nicht etwa in unkorrekter oder harter Behandlung seitens der Besatzungsmacht habe. Sie schickten das Untersuchungsergebnis auch an die amerikanischen Dienststellen in Berlin. Es traf in der Nacht vom 11. auf den 12. August ein. Es hatte zur Folge, daß Ray Carlucci morgens um vier Uhr eine Konferenz einberufen ließ, an der außer Oberstleutnant Michel Stcherbinine und einigen anderen amerikanischen Offizieren auch englische Offiziere teilnahmen, da sie für die inhaftierte und des Mordes beschuldigte Vera Herbst, die im britischen Sektor wohnte, zuständig waren. Es war eine Konferenz, die dumpf belastet war von dem Unausgeschlafensein und der Ratlosigkeit ihrer Teilnehmer. Es wurde viel davon geredet, daß Vera Herbst zwar in Sachen Mord wohl offenbar unschuldig, in Sachen Juwelendiebstahl dagegen immer noch reichlich verdächtig sei, weshalb man sich also wegen ihrer Festnahme, wenn sie auch im eigentlichen Anlaß ungerechtfertigt gewesen sei, keine großen Gewissensbisse zu machen brauche.

Mike Strauch wurde beauftragt, die Inhaftierte aus dem Zimmer zu holen, in das er sie eingesperrt hatte.

*

Sie stand vor der nächtlichen Konferenz. Sie sah einen Kreis starrer Gesichter, in denen unterdrücktes Gähnen war. Sie sah Stcherbinine, der ihr aufmunternd zulächelte, und sie sah Mike Strauchs verkniffenes Gesicht.

„Seit acht Stunden halten Sie mich eingesperrt", sagte sie erbittert. Sie wartete nicht, bis einer sie ansprach. Sie war erregt und zermürbt. „Sie behandeln mich wie eine Verbrecherin, Mr. Strauch beschuldigte mich, ohne auch nur die geringsten Beweise anzuführen — —"

Carlucci unterbrach sie.

„Wir wollen nur ein paar Fragen an Sie richten", sagte er sanft, „wegen der Juwelen — —"

Sie lachte wütend auf.

„Juwelen! Ich denke, ich habe die Kaiserin ermordet?"

„Sie sind hier", sagte Carlucci unbeirrt, „weil wir einige Fragen wegen der Juwelen haben. Also, bitte — —"

Sie starrte ihn an, als zweifle sie an seinem Verstand.

„Ach so", rief sie schließlich, „jetzt soll wohl alles ein Irrtum sein. Auf einmal ist wohl alles nicht mehr wahr! Sie wollen wohl nichts mehr davon wissen, daß Sie mich eine Nacht lang in ein Loch gesperrt haben. Sie tun, als sei das eine harmlose Vernehmung, so wie die anderen vorher —"

„Seien Sie bitte ruhig", beschwichtigte lächelnd Carlucci. „Also, wann brachten Sie den Schmuckkoffer in Mr. Stcherbinines Haus?"

Er verhörte sie eine Stunde lang. Er stellte die Fragen, die er schon tausendmal gestellt und beantwortet bekommen hatte. Er ging mit keinem Wort auf Mike Strauchs Verdächtigung ein, und Strauch selbst hielt die ganze Zeit den Mund. Es war eine sinnlose Quälerei, die damit endete, daß Ray Carlucci höflich sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie so bereitwillig hierher zur Vernehmung gekommen sind. Bitte, Sie können jetzt gehen — —"

Sie taumelte erschöpft zur Tür hinaus. Stcherbinine war plötzlich neben ihr, er nahm ihren Arm und lächelte.

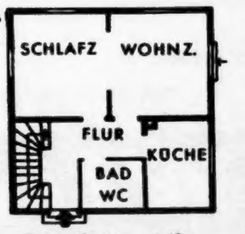
4 Zimmer, Küche, Bad und W. C.
Volle Unterkellerung. Wohnfläche: 65 qm, umbauter Raum: 340 cbm

„Endlich 'mal ein Haus das auch ich mir leisten kann!"

sagt unser Bausparer Walter Schell. Er spricht damit Tausenden von Eigenheimfreunden aus der Seele. Warum? – Die Lohntüte des »Normalverdieners« entscheidet, ob ein eigenes Haus gebaut werden kann oder nicht. Niedrige Baukosten mit ausreichendem Wohnraum und formschönem Äußeren zu verbinden, ist bei einem Eigenheim nicht einfach. Wir selbst haben lange gesucht und erprobt. Heute können wir Sie mit einem Haus bekannt machen, das die gestellten Anforderungen voll und ganz erfüllt: **Das schlüsselfertige Jacobi-Haus J3a.** Die Baukosten dieses Hauses sind besonders niedrig, da die meisten Bauteile durch ein rationelles Verfahren im Werk vorgefertigt werden. Hierdurch tritt außerdem eine wesentliche Verkürzung der Bauzeit ein. Das Jacobi-Haus J 3a wird schlüsselfertig durch die Firma Otto Jacobi & Söhne KG. erstellt. Das bedeutet für Sie eine erhebliche Erleichterung der Bauvorbereitung und -durchführung.

Darüber hinaus können Sie die Baukosten noch weiter senken, denn an dem Jacobi-Haus lassen sich viele Arbeiten in Selbsthilfe ausführen. Das trifft auch für den Nichtfachmann zu, da die vorgefertigten Bauelemente einfach zu handhaben sind. Zu jeder Jahreszeit läßt Sie die gute Wärme- und Schallisolation, die der Wirkung einer 51 cm-starken Ziegelmauer entspricht, behaglich wohnen.

ERDGESCHOSS



Bis ins Letzte durchdacht ist die Wohnflächennutzung des Jacobi-Hauses. Dennoch sind Sie nicht an eine bestimmte Grundrißeinteilung gebunden. Der hier gezeigte Grundriß ist nur ein Beispiel von vielen. Sie sollten sich unbedingt über weitere Einzelheiten informieren – auch über die Baugeldbeschaffung mit Staatszuschuß (Wohnungsbauprämie).

Es ist nämlich wichtig, daß Sie für ein baukostensparendes Eigenheim eine ebenso günstige Finanzierung wählen, in die der Bauplatz mit eingeschlossen werden kann. Seit 25 Jahren stellt die BAUSPARKASSE MAINZ AG. ihren Bausparern langfristige Darlehen zu vorteilhaften Bedingungen zur Verfügung.

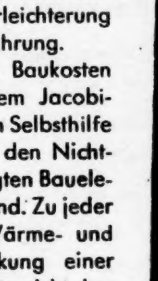
Senden Sie gleich heute den untenstehenden Abschnitt an uns ein. Sie erhalten dann postwendend kostenlos unseren illustrierten Sonderprospekt

Lesezirkel-Leser verwenden bitte eine Postkarte!

Bitte senden Sie mir kostenlos und unverbindlich Ihren Sonderprospekt

BAUSPARKASSE MAINZ A.G.

Mainz 74 **Römerwall 67**



„Schau dir unseren Pappi an!"

Er hat bestimmt viel Arbeit und Sorgen, aber man sieht es ihm nicht an. Frisch und munter – wie vor 15 Jahren sieht er aus. Er pflegt sich ja auch immer mit **Aqua Velva**.

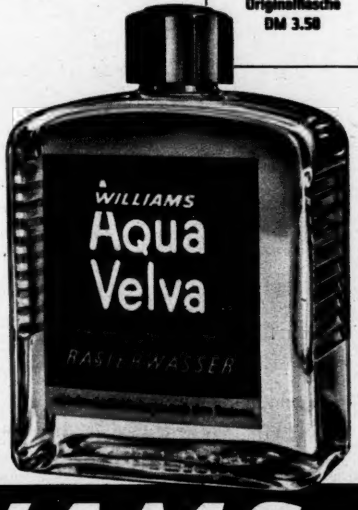
Nach dem Rasieren nur wenige Tropfen! Ihre Haut atmet auf. Sofort spüren Sie das belebende Wohlbehagen – die typische positive **Aqua Velva**-Stimmung! Selbstbewußt und frisch wissen Sie sich für jeden Fall gepflegt – denn man gewinnt als Mann mit **Aqua Velva**.

Doppelflasche DM 5.50
Originalflasche DM 3.50

Drei kostbare Tropfen:

- Der erste prickelt – das Gewebe wird durchblutet.
- Der zweite strafft – die Poren haben sich geschlossen.
- Der dritte kühlt – die Haut ist geschmeidig geworden.

Anregend wirkt die Duftfülle mit dem betont männlichen Charakter für lange Zeit nach.



Korrekt rasiert und frisch gepflegt

WILLIAMS

WILLIAMS, HAMBURG-ALTONA, HOHENZOLLERNRING 127

„Na", sagte er, „es war doch halb so wild."

Sie antwortete ihm nicht. Sie ließ sich von ihm auf die Straße bringen. Er führte sie zu seinem Jeep.

„Gleich sind Sie zu Hause", sagte er. Sie stiegen ein, und er fuhr an.

„Ich verstehe bald nichts mehr", murmelte sie.

„Die Russen haben den offiziellen Bericht über die Todesursache der Kaiserin geschickt. Daraus geht hervor, daß sie eines natürlichen Todes gestorben ist. Das ist alles", sagte Stcherbinine. „Sie dürfen Mike Strauch nicht ernst nehmen. Er ist überzeugt, daß er seine Pflicht tut."

„Aber immer in der falschen Richtung", antwortete Vera bissig.

„Wenn Sie die Morgenzeitungen nachher lesen", sagte Stcherbinine, „dürfen Sie nicht erschrecken."

„Mich kann nichts mehr erschrecken."

„Carlucci hat gestern abend noch an die Presse die Nachricht durchgegeben, daß Sie unter Mordverdacht verhaftet sind." — Er sprach hastig weiter: „Aber schon die Mittagsblätter werden die Nachricht über Ihre Freilassung bringen."

Vera saß vornübergebeugt da. Sie starrte auf die Straße. Sie zuckte mit den Achseln.

„Jedenfalls werden erst mal alle Leute erfahren, daß ich jemanden umgebracht haben soll", sagte sie resignierend.

„Carlucci hat den ganzen Fall an die Presse gegeben", murmelte Stcherbinine. Er zögerte: „Auch die Juwelengeschichte. Der Prinz wird in den Zeitungen lesen, daß sich der Verdacht, der Dieb zu sein, hauptsächlich gegen ihn richtet."

„Warum muß es auf einmal veröffentlicht werden?" fragte Vera müde.

„Der Tod der Kaiserin — —" antwortete Stcherbinine. „Wenn die Russen oder sonst jemand ein Testament finden — irgendwie können sie darauf kommen, daß der Schmuck hierhergeschafft wurde. Dann kommt alles raus, und Carlucci steht dumm da, wenn er alles weiter inoffiziell macht.

*

Die tote Kaiserin war in ihrem Sterbezimmer aufgebahrt. Es war der Wunsch Kaiser Wilhelms II. gewesen — und er hatte ihn in seinem Testament geäußert —, daß Kaiserin Hermine neben ihm im Doorner Park ruhen solle. Die Alliierte Kommandantur in Berlin und die niederländische Regierung waren mit der Überführung nach Holland einverstanden, doch Graf Hardenberg schrieb im Auftrage des Kronprinzen, den Hohenzollern erscheine es nicht ratsam, daß der Leichnam der zweiten Frau des Kaisers nach Doorn gebracht werde, solange die Besitzverhältnisse von Haus Doorn nicht geklärt seien. Der Prinz empfing diesen Brief im Krankenbett. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als nun zu veranlassen, daß seine Mutter im Antiken Tempel des Parks von Sanssouci bei Potsdam beigesetzt werde.

Der 15. August war ein heißer sonniger Tag. Im Sterbezimmer sprach ein Frankfurter Geistlicher ein Gebet. Prinzessin Carmo, die älteste Tochter der Kaiserin, war im Zimmer und Ursula Topf, die Sekretärin. Der kleine Prinz Fritzi war da, in einem weißen Spielhöschen. Ein paar Dunkelgekleidete standen neben der Tür des Zimmers, das voller Blumen war.

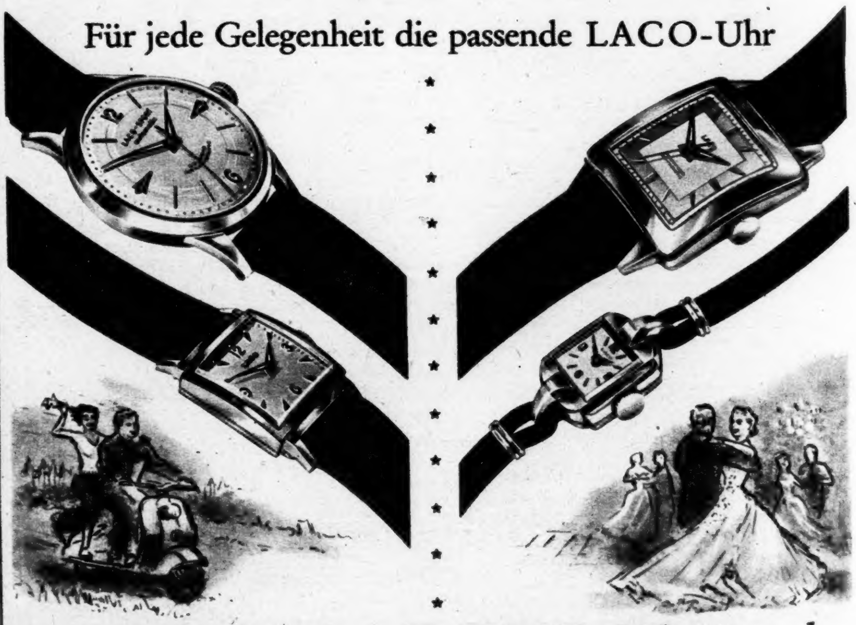
Träger kamen und nahmen den Eichensarg auf. Es gab in Frankfurt/Oder kein Leichenauto. Vor dem Haus Blumenthalstraße 4 wartete ein alter, gebrechlicher Lastwagen auf die Tote, er trug am Schlag die Aufschrift „Allgemeiner Autotransport".

Die Träger hoben den Sarg auf das Auto. Sie bedeckten ihn mit einem Tuch aus rotem Plüsch. Es war zehn Uhr vormittags, als sich der Trauerzug in Bewegung setzte: der Lastwagen und sechs Personenwagen; in einem saßen vier russische Offiziere, die als Ehrenbegleitung von der Stadtkommandantur für die Fahrt nach Potsdam abgeordnet waren.

Es war eine mühselige Reise. Unterwegs, auf der Autobahn, hatte der stotternde Lastwagen eine Panne. Der Trauerzug stoppte. Alles wartete geduldig, bis die Fahrer den Schaden behoben hatten.

Um zwei Uhr mittags war man in Potsdam. Der Lastwagen passierte das Tor des Parks von Sanssouci. Die Allee zum Antiken Tempel war leer und ausgestorben, einige Trauergäste warteten vor dem kleinen Mausoleum. Der schmale Raum des Tempels mit den Sarkophagen, in denen drei Hohenzollernprinzen und die Kaiserin Auguste Viktoria ruhten, war mit zwei Kerzenkandelabern geschmückt. Ein paar alte Tannenbäume standen da, in Blechdosen, schon seit langem offenbar, denn sie hatten kaum noch Nadeln.

Für jede Gelegenheit die passende LACO-Uhr



Bei Sport und Beruf

ist die Uhr erhöhten Anforderungen ausgesetzt. LACO-Sportuhren 17-21 Steine, sind stoßgesichert, wassergeschützt, antimagnetisch, temperatur-unempfindlich und mit unzerbrechlicher Feder ausgestattet.

Für festliche Stunden

Zur gesellschaftlichen Kleidung wirken die effektvollen LACO-Schmuckuhren für Damen und Herren wie attraktive Schmuckstücke. Ihre präzisen Werke entsprechen höchster Qualität.

LACO

die repräsentative Armbanduhr

im internationalen Stil

ERHÄLTLICH IN GUTEN UHREN-FACHGESCHÄFTEN

Täglich gute Verdauung

Warum plagen Sie sich mit Kopfschmerzen, Müdigkeit, Gliederschwere? Täglich 1—2mal gute Verdauung, das gehört zum gesunden Leben. Nehmen Sie die milden, zuverlässigen DRIX-Dragees. Das macht frisch, elastisch und jugendlich schlank.

Packung 1.35 und 2.25 DM in allen Apotheken und Drogerien

DRIX Dragee

mit dem Extrakt aus

Dr. Ernst Richters Frühstücks-Kräutertee

Auch in Österreich, Holland, der Schweiz u. dem Saargebiet erhältlich

STRICKER Winter-Preise

Fahrräder · Mopeds
Dreiräder · Roller
in allen Ausführungen

Kataloge kostenlos.

E.&P. STRICKER · Fahrradfabrik
BRACKWEDE-BIELEFELD 13

Elektrisch rasieren – bei Wöllmer probieren

Alle Fabrikate
kleine Anzahlung
Wochenrate ab DM 1.10
ohne Zinszuschlag

RADIO-WÖLLMER · MÜNCHEN 19 Lachnerstr. 6

Rose, die Frau des Prinzen, der krank und fiebernd zu Hause lag, gab ihrer Schwägerin, Prinzessin Carmo, und Ursula Topf schweigend die Hand. Die Träger hoben eilig den Sarg von dem Lastwagen und brachten ihn in den Tempel. Die Trauergäste folgten. Der einzige Vertreter des Hauses Hohenzollern war der kleine Prinz Fritzi von Preußen, der scheu an der Hand der Sekretärin ging. Ein Rudel amerikanischer und englischer Fotoreporter drängte in den Tempel. Vor drei Tagen noch war ihnen gesagt worden, die Tote da, die per Lastwagen eingetroffen war, sei ermordet worden, außerdem, so hatten sie von Carlucci in einer Pressekonferenz zu hören bekommen, sei sie eine Kaiserin gewesen, und ihr Sohn sei ein Prinz und ein Dieb. „Schmuck im Wert von 80 Millionen Reichsmark verschwunden", hatten die Zeitungen berichtet. Die „New York Herald Tribune", informiert durch ihre Starreporterin Marguerite Higgins, hatte sachlicher von einem Wert von 500 000 Dollar geschrieben. Die Fotoreporter betrachteten eingehend die Inschriften an den mit Stahlhelmen belegten Sarkophagen der Hohenzollernprinzen, neben die jetzt der Sarg der Kaiserin Hermine geschoben wurde. Sie fotografierten eifrig den kleinen Prinzen Fritzi in seinen Spielhöschen, weil sie sich sagten, das Bild wirke dann niedlich und ergreifend. Sie fotografierten ein paar alte Damen — vielleicht ehemalige Hofdamen, dachten sie — die auf den Stufen zum Mausoleum saßen, unterernährt, erschöpft vom Warten und von der Hitze, erschüttert von echter Trauer, verwirrt von der Vorstellung, daß eine Kaiserin einen so prunklosen letzten Gang antreten mußte.

Der Berliner Pfarrer Willigmann predigte über Johannes 14, Vers 27: „... denn meinen Frieden gebe ich Euch."

Die Trauergemeinde zerstreute sich, ging gesenkten Hauptes an den vier russischen Offizieren vorüber, die sich deplaciert vorkamen.

Am Abend dieses Tages, an dem die letzte Frau zu Grabe getragen wurde, die man in Deutschland mit „Majestät" anredete, erschien Mike Strauch in Begleitung eines englischen Obersten am Krankenbett des Prinzen.

„Stehen Sie auf, mein Lieber", kommandierte Strauch. Er strahlte über das ganze Gesicht. „Sie sind verhaftet. Ich erkläre Sie hiermit für verhaftet."

*

In den folgenden Tagen berichteten die „New York Herald Tribune" und die Moskauer Tass-Agentur, schrieben englische, französische, westdeutsche und ostdeutsche Zeitungen über die „Affäre Carolath". Sie schilderten alles ausführlich. Sie fingen an mit jenem Halsband, das der Prinz für weit über eine Million Reichsmark verkauft hatte. Sie berichteten, ein Teil des Geldes sei, aufgeteilt in 300 000 und in 700 000 Reichsmark, teils bei einem Bankier, teils bei einem Steuerberater untergebracht. Sie berichteten von den 29 gestohlenen Schmuckstücken, von der Rolle, die Vera Herbst spielte, von der makabren Beisetzung der letzten Kaiserin. Es war ein gefundenes Fressen.

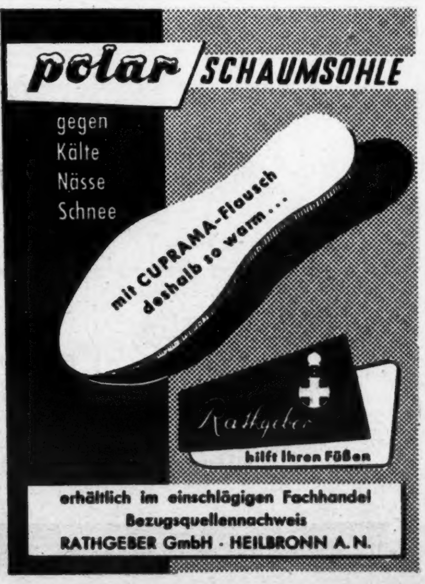
In den folgenden Tagen wurde bei Vera Herbst zweimal eingebrochen. Ihr wurden Kleider, Mäntel und ein Fotoapparat gestohlen.

In den folgenden Tagen wurde erst bei einem Bankier, dann bei einem Steuerberater eingebrochen. Bei dem einen wurden 300 000, bei dem anderen 700 000 Reichsmark gestohlen. Die Polizei stellte fest, daß von den Tätern jede Spur fehle. Und Mike Strauch erklärte, er müsse sich sehr wundern, denn seltsamerweise sitze der Prinz zum Zeitpunkt der Einbrüche in Untersuchungshaft.

In den folgenden Tagen wurde eine zierliche Frau, die ein Puppengesicht hatte, an die Sektorengrenze gelockt, in den Ostsektor entführt und dort verhaftet. Sie wurde von den Sowjets zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt mit der Begründung, sie habe einen russischen Major namens Sergej Kuznerkow veranlaßt, zu desertieren. Es handelte sich um Hilde Krause, die unter dem Namen „Frau Glückauf" als Hausdame bei Michel Stcherbinine gearbeitet hatte.

In den folgenden Tagen tauchte eine neue Figur im Spiel auf. Es war ein junger Mann mit einem sanften, runden Gesicht. Er war Koch von Beruf, und der Feinschmecker Michel Stcherbinine schätzte bald seine Kunst. Der junge Mann bereitete köstliche Salate, und er bereitete schließlich allen, die noch im Hause Stcherbinines lebten, ein bitteres Ende. Er hieß Gerhard Prohma.

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)



Wir alle müssen dazulernen!

,dralon-leicht‘
+ ,dralon-warm‘
+ ,dralon-weich‘ = Wohlgefühl

Was wir in der Schule lernten, reicht nicht mehr aus. Vor einigen Jahren lernten wir zu unserem Nutzen die Eigenschaften von ,Perlon‘ dazu. Heute beschäftigen wir uns mit einer neuen vollsynthetischen Faser von ebenso großer Bedeutung wie ,Perlon‘, doch mit anderen Eigenschaften: der Bayer-Faser ,Dralon‘.

Aber keine Angst – was wir über ,Dralon‘ zulernen müssen, ist nicht schwer. Es ist leicht, man könnte beinahe sagen ,dralon-leicht‘. Die ,Dralon‘-Faser hat nämlich geringstes spezifisches Gewicht, und das macht die daraus gewirkte Unterwäsche angenehm schwerelos. So leicht die ,Dralon‘-Faser ist, so füllig ist sie aber auch, und dadurch wird die ,Dralon‘-Wäsche wohlig wärmend -, dralon-warm‘-. Die Weichheit der Faser bedingt, daß ,Dralon‘-Wäsche ,dralon-weich‘, das heißt zart und schmiegsam, ist und selbst empfindlicher Haut behagt. Von Rheuma Heimgesuchte schätzen an ,Dralon‘-Wäsche ganz besonders die wohltuende elektrostatische Aufladung der ,Dralon‘-Faser.

,Dralon‘-Wäsche läßt sich spielend leicht waschen, filzt nicht, läuft nicht ein, trocknet schnell und braucht kein Bügeleisen. Auch motten- und mikrobensicher ist sie und hält, richtig behandelt, lange und ohne ihr gutes Aussehen einzubüßen.

Merken Sie sich bitte die ,Dralon‘-Vorzüge und verlangen Sie ,Dralon‘ in Ihrem Textilgeschäft.

Jedes ,Dralon‘-Wäschestück trägt das eingenähte ,Dralon‘-Etikett.

Ich fühle mich wohl in Wäsche aus:

dralon
EINE BAYER FASER

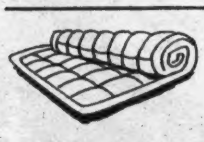
E. Wz. Bayer, Leverkusen

Aus ,Dralon‘ gibt es außerdem:

Damen-Kleider

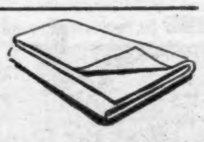
Herren-Anzüge

Strickwaren



Reformdecken

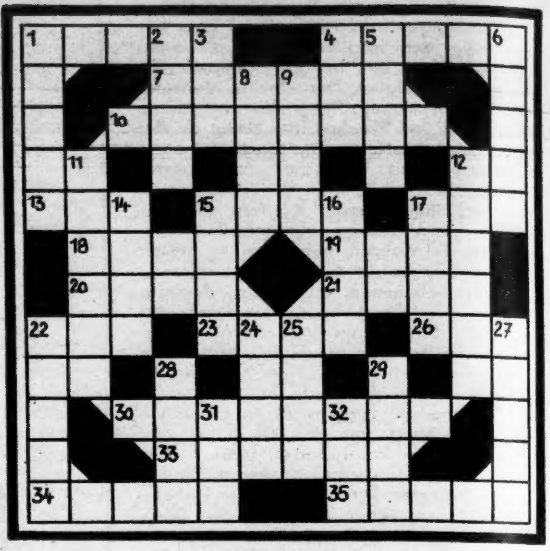
Herren-Socken



Schlaf- und Reisedecken

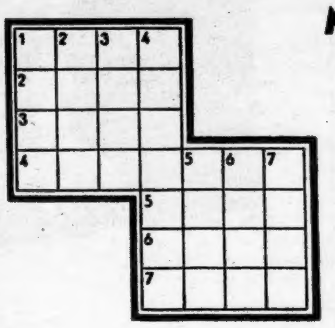
alle mit den gleichen ,Dralon‘-Vorzügen

Kreuzworträtsel



W a a g e r e c h t : 1. männlicher Vorname, 4. Längenmaß, 7. Herrschertitel, 10. Geldkästchen, 13. europäische Hauptstadt, 15. Nachlaßempfänger, 17. Flußfisch, 18. Marschpause, 19. Teil eines großen Schiffes, 20. Sammlung nordischer Sagen, 21. Widerhall, 22. Nordwesteuropäer, 23. Tierprodukt, 26. griechischer Buchstabe, 30. Lehrpult, 33. Schreckensherrschaft, 34. Baumstraße, 35. Nähutensil. S e n k r e c h t : 1. bestelltes Feld, 2. Erlaß, 3. arabischer Titel, 4. alkoholisches Getränk, 5. österreichischer Schriftsteller (1860 bis 1935), 6. männlicher Schwimmvogel, 8. Nebenfluß der Elbe, 9. Kreisstadt in Oberfranken, 11. spanischer Stierkämpfer, 12. einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 14. fußlose Insektenlarve, 15. Haushaltsplan, 16. britischer Staatsmann (geb. 1897), 17. Nebenfluß der Isar, 22. germanische Göttin, 24. Nebenfluß des Rheins, 25. Blutgefäß, 27. Kernfrucht, 28. kleine Bauernhütte, 29. weiblicher Vorname, 31. Getränk, 32. Strom in Mittelrußland.

Magisches Doppelquadrat



Aus den Buchstaben: aa b ddd eeeeeeee f ii kk llll mm rrrrr u sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden und so in die Felder der Figur einzutragen, daß sie jeweils waagerecht und senkrecht gleichlauten: 1. österreichische Stadt an der Donau, 2. arabischer Fürstentitel, 3. italienische Währungseinheit, 4. Stadt im Rheinland, 5. männliches Haustier, 6. Geliebte des Zeus, 7. Nebenfluß der Donau.

Silbenrätsel

Aus den Silben: bo — clau — da — dat — de — de — di — di — e — e — e — e — en — en — erd — fre — ga — gen — gen — ger — go — ha — ho — hoe — i — in — it — ko — kun — la — laus — le — le — lo — ma — ma — me — mit — mus — ne — ni — ni — no — o — on — on — pal — pe — ran — rat — re — re — re — rei — rel — ret — ri — rup — sal — spi — stu — ta — ta — te — te — te — tel — ti — ti — tie — tis — tor — u — um — va — vi — ze — sind die einundzwanzig Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Buffon ergeben: 1. seltenes Metall, 2. Getreideaufzug, 3. ägyptische Königin um 1370 v. Chr., 4. USA-Staat, 5. Einsiedler, 6. Einatmung, 7. okkultistische Lehre, 8. bedeutender indischer Dichter und Philosoph (1861—1945), 9. Papstname, 10. islamischer Rechtsgelehrter, 11. Pflaumenart, 12. tropischer Baum, 13. Kreisstadt in Schleswig-Holstein, 14. Vulkanausbruch, 15. Verbürgung, Sicherstellung, 16. atmosphärische Lichterscheinung, 17. Singspiel, 18. Unterrichtsfach, 19. Akademiker, 20. schneller südländischer Tanz, 21. Salatpflanze.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 .... 20 ....
21 ....

Ein merkwürdiges Wesen

ALL ASSI CHAUS CHÖP DASE DEN DERM DERW ELTD ENDIN ENSC ERWIN FAUF FTUMS GEGES GENSCH HIST IEMIT INZI ITEN RIGKE SCHAF STOLZ WIE ZUÜB. Die vorstehenden Wortbruchstücke sind derart zu ordnen, daß sich ein Ausspruch des englischen Romanschriftstellers Graham Greene ergibt.

Auflösungen im nächsten Heft

Auflösungen aus Heft Nr. 45

Kreuzworträtsel: W a a g e r e c h t : 1. Tosca, 5. Sesam, 9. Edi, 10. Lea, 11. pro, 12. senil, 14. Meran, 16. Anemone, 17. Azide, 19. Adept, 21. Orkan, 24. Amsel, 27. Energie, 28. Salat, 30. Regen, 32. Ost, 33. Zna, 34. Eis, 35. Neefe, 36. Mulde. — S e n k r e c h t : 1. Tesla, 2. Ode, 3. Sinai, 4. Allee, 5. Samoa, 6. Spree, 7. Ara, 8. Monet, 13. Indiana, 15. Endemie, 18. Zar, 20. Poe, 21. Orson, 22. Kelte, 23. Netze, 24. Agram, 25. Segel, 26. Linse, 29. Ase, 31. Eid.

Stufenrätsel: 1. Furnier, 2. Schadow, 3. Messina, 4. Fischer, 5. Blauwal, 6. Tendenz; die Buchstaben auf der Treppe ergeben: **Fuchsschwanz.**

Raten und Rechnen:

388 — 112 = 276
— — —
156 — 68 = 88
232 — 44 = 188

Große und kleine Tiere: Es mußten folgende Tiere gesucht werden: Regenpfeifer, Alligator, Ukelei, Chamäleon, Hermelin, Salamander, Chinchilla, Holzwurm, Wasserbock, Albatros, Languste, Bisamratte, Erdferkel; die Anfangsbuchstaben dieser Wörter ergeben: **Rauchschwalbe.**

SCHACH

Geleitet von Georg Kieninger

Glück muß man haben

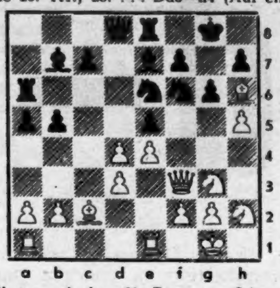
Partie Nr. 290

Spanisch

Gespielt im Interzonenturnier zu Göteborg 1955

Weiß: Medina — Schwarz: Spassky

1. e2—e4 e7—e5 2. Sg1—f3 Sb8—c6 3. Lf1—b5 a7—a6 4. Lb5—a4 Sg8—f6 5. 0—0 Lf8—e7 6. Tf1—e1 b7—b5 7. La4—b3 d7—d6 8. c2—c3 0—0 9. h2—h3 Sc6—b8 (Bisher verlief die Partie in den bekannten Bahnen dieser Eröffnung, nun beginnt Schwarz zu experimentieren. Statt des Springerrückzuges ist 9. . . . Sa5 üblich.) 10. d2—d3 (Ein sehr bescheidener, aber doch nachhaltiger Aufbau.) 10. . . . Sb8—d7 11. Sb1—d2 Lc8—b7 12. Sd2—f1 Sd7—c5 13. Lb3—c2 Tf8—e8 14. Sf1—g3 Le7—f8 15. Sf3—h2 d6—d5 (Als Nachziehender nach so wenig Zügen schon nach Verwicklungen zu streben, ist sehr gewagt. Weniger verpflichtend war 15. . . . g6 nebst Lg7) 16. Dd1—f3 g7—g6 17. Lc1—g5 Lf8—e7 18. h3—h4 (Eine geistreiche Idee, auf diese Art zum Königsangriff zu schreiten.) 18. . . . a6—a5 19. h4—h5 Ta8—a6 (Erst jetzt versteht man den Zug a5, der Turm soll auf diese merkwürdige Art ins Spiel gebracht werden.) 20. Lg5—h6 d5—d4 21. c3×d4 Sc5—e6 (Warum Schwarz hier auf d4 nicht wiedernimmt, ist nicht verständlich. So aufs Blaue hinein 2 Bauern zu opfern, sollte eigentlich nicht gut ausgehen.) 22. h5×g6 h7×g6 23. d4×e5 Se6—d4 24. Df3—d1 Sf6—d7 25. Sh2—g4 (Für seine geopferten Bauern hat nun Schwarz nicht den geringsten Ersatz im Angriff, er kann also nur noch auf einen dicken Fehler des Gegners warten.) 25. . . . Le7—b4 26. Te1—e3? (Da ist er schon, er beraubt sich damit der Möglichkeit, den Läufer h6 nach e3 zurückzuziehen. Gut genug war das so naheliegende 26. Tf1.) 26. . . : Dd8—h4 (Auf einmal



Stellung nach dem 21. Zuge von Schwarz

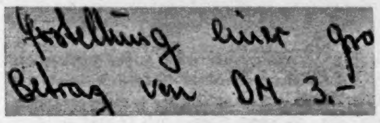
hat nun Schwarz doch Drohungen, so kann sich das Blatt wenden, wenn die Schachgöttin Caissa einem zulächelt.) 27. Lc2—b3 Sd7×e5 28. Sg4×e5 Te8×e5 29. Te3—f3 (Hier war guter Rat teuer, denn der Läufer auf h6 ist auf jeden Fall verloren.) 29. . . . Dh4×h6 30. Tf3×f7 Sd4×b3 31. Tf7×c7 Sb3×a1 32. Tc7×b7 Ta6—c6 Weiß gibt auf. — Ein glücklicher Sieg.

Graphologie

Schriftprobe und Schriftanalyse von

H. G., männlich, 34 Jahre

Hat der Schreiber eine Planung oder ein Ziel, das ihm vorschwebt, als richtig erkannt, so geht er unbeirrt seinen Weg, um die sich gestellte Aufgabe zu realisieren. Darin beweist er Standhaftigkeit und Treue zu sich selbst. Hinzu kommt, daß er Fleiß, Sorgfalt und Sachinteresse



einsetzt, die sich mit guter Intelligenz paaren. Letztere umfaßt neben logischer Denkfähigkeit, Urteilsvermögen, Beobachtungsgabe und Sinn für Zweck und Nutzen einer Sache. Obwohl es ihm nicht an Gemüt und an Kontakt schlechthin fehlt, bemerken wir doch einen gewissen Mangel an tieferem Verständnis für seine Umwelt. Er entbehrt der seelischen Beweglichkeit und Differenzierung, was indes nicht ausschließt, daß er sich immer wieder um den anderen im Rahmen seiner Möglichkeiten bemüht, nur steht der Erfolg oft nicht im rechten Verhältnis zu seinen Anstrengungen. Der Schreiber ist von innen heraus abwartend, reserviert, nicht ohne Ansätze von Vorsicht und Mißtrauen und ohne die Möglichkeit, sich völlig frei und ungehemmt zu geben.

——— Hier ausschneiden! ———

Wenn Sie mit einer Handschriftenprobe, unter Beifügung eines genau adressierten Freiumschlages, per Einschreiben diesen

Stern-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarbeiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,— DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendung des Betrages angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Vermerk „Graphologie" tragen. Angabe von Alter und Geschlecht erforderlich. Die Schriftproben erhalten Sie zusammen mit der Analyse nach Möglichkeit innerhalb vier Wochen zurück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnung des Graphologen. 35/46

Hans Hellmut Kirst:

Sein Freund – Sein Mör

Copyright by Verlag Kurt Desch, München, Wien, Basel.

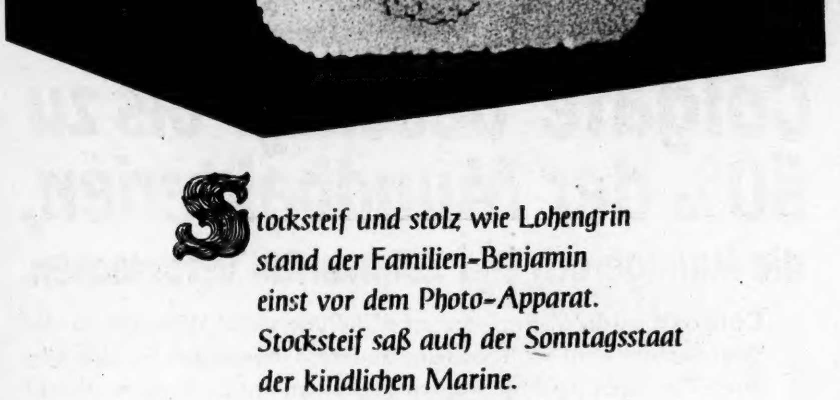
In angeblicher Notwehr erschießt der Polizeihauptwachtmeister Bremer nachts einen Mann. Der Reporter Ried soll seiner Zeitung darüber berichten. Als er Auskünfte bei der Polizei will, lenkt man ihn auf eine falsche Fährte. Er gerät an Umstände, die ihm den Fall verdächtig machen. Ein geheimnisvoll gefürchteter Mann, namens Tantau, scheint mehr zu wissen, bleibt aber abweisend. Ein Bericht Rieds, der zur amtlichen Untersuchung zwingen soll, wird nicht gedruckt. Ried lehnt sich auf und wird fristlos entlassen; doch er beschließt, weiter zu forschen. Es gelingt ihm, die Tochter des Reviervorstehers Wiemann, die als Verlobte Bremers gilt, gesprächig zu machen. Er erreicht über einen ehemaligen Minister Einsicht in Akten eines Mordprozesses, in dem Bremer eine Rolle gespielt hatte. Bremer indessen versucht, Ried Schwierigkeiten zu machen und sich schützende Beziehungen zu schaffen. Er biedert sich bei einem Staatsanwalt und einem Abgeordneten an, und er tut alles, um Helga, die Tochter seines Reviervorstehers, zu einer Heirat zu zwingen. — Bremers vertrautester Kumpan ist der Polizeiwachtmeister Schulze-Fahrenberg, der sich stets laut brutal gebärdet.

8. Fortsetzung

Leicht umschlungen stiegen Schulze-Fahrenberg und die „stramme Ida" die Treppen hinab. Die Beleuchtung war spärlich und der Flur schien leer zu sein. Auf dem Absatz im ersten Stock standen zwei Menschen. Schulze-Fahrenbergs Hände ließen von Ida ab und er ging auf die beiden zu, geschwollen vor Unternehmungslust.

Stockteif und stolz wie Lohengrin
stand der Familien-Benjamin
einst vor dem Photo-Apparat.
Stocksteif saß auch der Sonntagsstaat
der kindlichen Marine.
Es fehlte UHU-Line!*
Jetzt sind die Mutti's mehr gewitzt,
denn was man heute steift, das sitzt
elastisch, knitterfrei und glatt,
nur weil man UHU-Line hat!

Schon ein Teelöffel voll wirkt Wunder
an aller Wäsche und Kleidung.
* Diese elastische Dauersteife ist schmutzabweisend, waschfest und gewebefreundlich.



UHU-WERK H. u. M. FISCHER, BÜHL/BADEN

Natürliche Transpiration und doch kein Körpergeruch!

Transpirieren ist ganz natürlich und gesund – es muß aber keineswegs von lästigem Geruch begleitet sein. DESMANOL mit seinem bakteriziden und desodorierenden Wirkstoff beseitigt den Körpergeruch. Es legt sich wie ein hauchzarter Schleier auf die besprühte Hautfläche und verhindert so auch ein Zuviel an Transpiration. Die Haut erfüllt jedoch ihre natürlichen Funktionen ungestört weiter. Sie können DESMANOL ohne besondere Vorsichtsmaßnahmen jederzeit anwenden – es schädigt weder die Haut noch Ihre Kleidung.

Ein Hauch DESMANOL aus der praktischen Sprühflasche schenkt Ihnen augenblicklich neue Frische und mit seinem dezenten Duft das angenehme Gefühl, untadelig gepflegt zu sein – ein Vorzug, den auch Herren nutzen sollten!

Die neue Taschenpackung erlaubt es Ihnen, DESMANOL immer mit sich zu führen, sie paßt in die kleinste Handtasche.

DESMANOL
Taschenpackung
DM 1.85
die sparsame
Normalflasche DM 2.75

DESMANOL

Ihr ständiger Begleiter

„Was mach
mütlich barsch
„Was geht
sich der Man
stand.
Schulze - Fa
vielversprech
mungslustig i
dann in Posit
sich ausweisen
„Belästigen
der Mann ärg
„Ich belästi
Fahrenberg
„Merken Sie
jetzt weisen S
„Wie komm
Der Mann leg
stand, behuts
tern und mac
Fahrenberg
wohl betrunk
„Das ist A
unentwegte I
verkennbar c
fest. „Das w
stehen komm
beamter."
Die Frau l
Mann, der ve
Hand begütig
Fahrenberg s
Treppenflur.
stand, fand
amüsant.
„Kann ich
derte der Ma
keit bemüht.
„Bitte", p
groß. Er zück
ihn dem Ma
„Und jetzt w
weis sehen –
ten darf!"
„Gib doch
Und der M
lich seinen A
in Zivil griff
einer eingeh
versaut", ste
andere als pf
„Darf man
sich nur müh
was man ver
„Sie dürfen
renberg hera
lichen Ärger
„Was?"
„Sie habe
knutscht. Da
ein sogenann
„Erlauben
nig und wie
weibliche W
meine Frau!"
„Um so s
Fahrenberg
Sie denn so
Hause! Jede
mir hören!"
„Und Sie
bebend auf.
„Das ist ei
Fahrenberg
zumal es
Ausübung s
Ihren Ausw
auf dem Poli
Und der a
also Gemaß
Blick zu und
gann zufrie
tastete sich
seitwärts au
„Du bist
hauchte sie
Als sie in
ten sie sich
Tisch. Und
rief er: „Zw

Mörder

„Was machen Sie hier?" fragte er gemütlich barsch.

„Was geht Sie das an?" verwunderte sich der Mann, der neben einer Frau stand.

Schulze - Fahrenberg blinzelte Ida kurz vielversprechend zu. Er wippte unternehmungslustig in den Knien und stellte sich dann in Positur. Er fragte: „Können Sie sich ausweisen?"

„Belästigen Sie uns doch nicht", wehrte der Mann ärgerlich ab.

„Ich belästige niemand!" rief Schulze-Fahrenberg mit erstarkender Stimme. „Merken Sie sich das gefälligst. Und jetzt weisen Sie sich aus!"

„Wie kommen Sie mir eigentlich vor." Der Mann legte der Frau, die neben ihm stand, behutsam den Arm um die Schultern und machte Anstalten, um Schulze-Fahrenberg herumzugehen. „Sie sind wohl betrunken."

„Das ist Amtsbeleidigung", stellte der unentwegte Hüter der Ordnung mit unverkennbar dienstlich-schneidigen Tönen fest. „Das wird Sie verdammt teuer zu stehen kommen. Ich bin nämlich Polizeibeamter."

Die Frau legte, leicht erschreckt, dem Mann, der verblüfft neben ihr stand, eine Hand begütigend auf den Arm. Schulze-Fahrenberg stand hochgereckt mitten im Treppenflur. Ida, die im Hintergrund stand, fand das, was sie sah, ungemein amüsant.

„Kann ich Ihren Ausweis sehen?" forderte der Mann, angestrengt um Sachlichkeit bemüht.

„Bitte", protzte Schulze - Fahrenberg groß. Er zückte seinen Ausweis und hielt ihn dem Mann dicht vor das Gesicht. „Und jetzt will ich gefälligst Ihren Ausweis sehen — aber Tempo, wenn ich bitten darf!"

„Gib doch nach", riet die Frau.

Und der Mann zog daraufhin umständlich seinen Ausweis hervor. Der Polizist in Zivil griff sofort danach und setzte zu einer eingehenden Prüfung an. „Ziemlich versaut", stellte er zunächst fest. „Alles andere als pfleglich behandelt."

„Darf man fragen", begehrte der Mann, sich nur mühsam bändigend, „zu wissen, was man verbrochen haben soll?"

„Sie dürfen", verkündete Schulze - Fahrenberg herablassend. „Erregung öffentlichen Ärgernisses!"

„Was?"

„Sie haben sich im Treppenflur geknutscht. Das ist nicht statthaft. Das ist ein sogenanntes sittliches Vergehen."

„Erlauben Sie mal!" rief der Mann zornig und wies auf das sichtlich entsetzte weibliche Wesen an seiner Seite. „Das ist meine Frau!"

„Um so schlimmer", erklärte Schulze-Fahrenberg souverän. „Warum machen Sie denn solche Schweinereien nicht zu Hause! Jedenfalls werden Sie noch von mir hören!"

„Und Sie von mir!" regte sich der Mann bebend auf.

„Das ist eine Drohung", stellte Schulze-Fahrenberg fest. „So was wird bestraft, zumal es gegen einen Beamten bei Ausübung seines Dienstes geschehen ist. Ihren Ausweis können Sie sich morgen auf dem Polizeirevier 13 wieder abholen."

Und der allzeit Dienstbereite warf dem also Gemaßregelten einen vernichtenden Blick zu und entfernte sich mit Ida. Er begann zufrieden zu pfeifen. Eine Hand tastete sich zu ihrer Taille hin, von dort seitwärts aufwärts.

„Du bist aber ein ganz Scharfer!" hauchte sie begeistert.

Als sie in die Kneipe kamen, klemmten sie sich lachend und laut hinter einen Tisch. Und ehe sie noch so richtig saßen, rief er: „Zwei große Bier — zwei doppelte Weiße! Und das gleich zweimal! Aber Tempo — wenn ich bitten darf!"

„Du gehst aber immer gleich ganz scharf ran", schmeichelte Ida und rückte ihren Stuhl nahe an seinen. „Du gefällst mir. So was wie dich gibt's nicht alle Tage."

Die Kneipe war nur mäßig besucht. Zwei Mann spielten Lochbillard; eine Frau saß bei drei Männern, die einen Skat droschen, und bemühte sich vorsorglich, das Bier ihres Angetrauten leerzutrinken; ein Mann drehte unentwegt am Radioapparat. Die Kellnerin döste über einer Zeitung vor sich hin.

Schulze-Fahrenberg und seine Ida tranken eins. Und dann noch eins! Er hatte ständig die eine Hand am Bierglas, die andere auf ihren Knien liegen. Er massierte die Knie derb und mit Ausdauer.

Der Mann am Radioapparat war pausenlos an den Stellknöpfen tätig. Der malträtierte Kasten brüllte, fauchte, schrie, knirschte und röhrte. Niemand kümmerte sich darum. Schließlich tönten Anordnungen und Befehle und dann Wiederholungen der Anordnungen und Befehle aus dem Lautsprecher, dazu knarrte und zischte der Lautsprecher Abstimmzahlen und Verständigungsrufe. Der Mann hatte auf UKW den Polizeisender erwischt, der die Verbindung zu den Funkstreifenwagen aufrechterhielt.

Der Mann schien sich an diesen Sendungen zu ergötzen. Er ließ sein Ohr volldröhnen und grinste zufrieden vor sich hin. Vorerst kümmerte sich immer noch niemand um ihn und um das Lautsprechergebrüll, das er veranstaltete — Spiel und Bier waren weit wichtiger.

Nach mehreren Minuten erst wurde Schulze-Fahrenberg, beim Nachfassen von Getränken auf die Befehlsausgabe im Radioapparat aufmerksam. Das war doch eine dienstliche Sphäre. Er richtete sich betroffen hoch und horchte. Dann schüttelte er energisch den etwas schwergewordenen Kopf und rief: „Heh — Sie da! Unterlassen Sie das gefälligst!"

Der Mann am Radioapparat schien nichts von diesem Zuruf zu hören. Das Lautsprechergedröhn füllte offenbar seine Gehörkanäle restlos. Er grinste ziemlich dämlich und fast ein wenig glücklich vor sich hin.

Schulze-Fahrenberg zog seine Hände von Bierglas und Frauenschenkel zurück, schlug sie flach auf den Tisch und stemmte seinen stark alkoholisierten Körper hoch. „Was denkt sich diese trübe Tasse eigentlich!" raunte er mißbilligend.

Er ging mit leicht schwankenden Seemannsschritten auf den Mann am Radioapparat zu, stellte sich fordernd an dessen Seite, fixierte ihn und fragte: „Haben Sie denn keine Ohren am Kopf? Sie sollen das gefälligst unterlassen!"

„Heh?" schrie der Mann. „Wer ist tot?"

„Sie schalten sofort den Empfänger aus! Das Mithören derartiger Gespräche ist verboten. Außerdem handelt es sich um ruhestörenden Lärm."

„Ich verstehe immer Bahnhof! Halten Sie sich doch die Ohren zu, wenn Sie so empfindlich sind", polterte der Mann am Apparat und drehte noch mehr auf.

„Sie haben sich strafbar gemacht!" grölte Schulze-Fahrenberg gegen den Lärm an und fühlte sich hundertprozentig im Dienst. „Entweder Sie schalten sofort aus, oder ich werde Sie vom Fleck weg verhaften."

„Sie sind in Ihrer Jugend wohl mit dem Klammerbeutel gepudert worden, Mensch!"

Die Anwesenden horchten auf. Doch keiner mischte sich ein. Ida fühlte sich spürbar wohl; sie genoß diese Situation wie Alkohol. Der kleine Mann am Radioapparat stand da wie ein Kampfhahn.

Schulze-Fahrenberg griff kurz zu und drehte den Lautsprecherregler nach links. Jeglicher Lärm verstummte. Der Mann griff hierauf ebenfalls zum Lautsprecherregler und drehte den Knopf nach rechts. Der Apparat brüllte lauter als zuvor.

Der hellempörte Schulze - Fahrenberg schlug nunmehr dem renitenten Mann kurz und kräftig auf die Hand. Der schlug zurück. Das wiederholte sich noch zweimal. Und die Schläge wurden immer kürzer und kräftiger. Sie knallten trocken.

Plötzlich erstarrte der stark angetrunkene Polizist in Zivil. Die Situation, in der er sich befand, in die man ihn quasi hineingedrängt hatte, schien ihm schlagartig klar geworden zu sein. „Das ist ja Widerstand gegen die Staatsgewalt!" fauchte er.

Sein nächster Schlag traf den kleinen Mann mitten ins Gesicht.

„Dir werde ich's zeigen!" zischte er und stieß seine Arme kolbenartig dem ande-

ren in den Körper. „Dir werde ich zeigen, was es heißt, sich über die Polizei lustig zu machen!" Er schlug wie mit Hämmern. „Dir werde ich schon Respekt beibringen, du Null!"

Und Schulze-Fahrenberg schlug den aufsässigen Burschen, der sich da angemaßt hatte, die Polizei mit Mißachtung zu behandeln, zusammen. Nach allen Regeln der Kunst! Als der unten auf dem Fußboden lag, riß ihn der von wahrhaft heilig zu nennendem Berufszorn erfaßte Polizist wieder hoch, drehte ihm einen Arm auf den Rücken und führte ihn ab.

„Zum Polizeirevier!" verkündete er keuchend. „Dieses Subjekt wird eingelocht!" Und als er mit dem Verhafteten loszog, war es ihm, als spüre er die bewundernden Blicke aller gesitteten Staatsbürger auf sich.

Er feuerte den Kerl in die Revierstube, als habe er einen nassen Sack abzuliefern. Blei sprang wie elektrisiert von seinem Sitz hoch und kam näher. Er starrte ungläubig auf den zusammengeschlagenen Mann, dann auf den immer noch triumphierenden Schulze-Fahrenberg.

„Mensch", erregte sich Blei nach längerer Pause, „so was kannst du doch nicht machen!"

„Ich kann", trompetete Schulze-Fahrenberg tönend und rülpste dann unterdrückt. „Und außerdem weißt du ja gar nicht, was passiert ist. Der Kerl kann von Glück sagen, wenn ich ihm nicht alle Knochen im Leibe zerbrochen habe."

„Mensch", sagte Blei entgeistert. „Du weißt wohl nicht, was das bedeutet. Kann ein Nachspiel haben!"

„Und ob das ein Nachspiel haben wird!" rief Schulze-Fahrenberg überlegen. „Und was für eins! Jetzt gleich sofort." Und er stelzte aus dem Polizeirevier hinaus, auf Ida zu, die ihn draußen freudig erwartete.

*

Polizeimeister Wiemann fand den Tag schön, in den er hineinschritt. Die Sonne schien, die Vögel sangen und der Himmel war blau. Er hatte gut und ausgiebig gefrühstückt, sein Kopf war klar und seine Stimmung heiter, trotz der ausgedehnten Nachtsitzung mit Tantau.

Er blieb in seiner Haustür stehen und zog sich hier, alter Gewohnheit folgend, die Handschuhe über, bevor er auf die

„... kaum siehst du was, schon hast du Wünsche!!"

Straße trat und damit in die Öffentlichkeit hinein. Diese nahezu zeremonielle Tätigkeit nahm geraume Zeit in Anspruch, während der Wiemann an Tantau dachte und beschloß, ihn künftig nicht nur nicht allzu ernst zu nehmen, sondern über ihn nachsichtig zu lächeln.

Wiemann schritt die letzten Stufen hinunter und sah routinemäßig prüfend die Straße entlang. Und da sah er Bremer, der auf ihn gewartet zu haben schien und jetzt direkt auf ihn zukam. Bremer ging mit nahezu zeremoniellen Schritten; sein Gesicht war fast amtlich ernst und schien wenig Erfreuliches zu verkünden. Das verdunkelte Wiemanns gute Morgenstimmung.

„Ist etwa schon wieder mal was auf dem Revier passiert?" fragte er, ehe es noch Bremer gelang, einen Gruß anzubringen.

„Ich komme nicht von dort", verkündete Bremer steif.

Wiemanns Gesicht hellte sich auf. Er reichte Bremer die Hand. „Immerhin sehen Sie nicht gerade aus wie ein strahlender Frühlingsbote. Ist Ihnen etwa eine Laus über die Leber gelaufen? Brauchen Sie meinen Rat, meine Hilfe. Machen Sie sich immer noch Sorgen wegen dieser unglück-

... und wie weich wird Ihr Haar - wie seidig schimmert es durch Palmolive-Shampoo!

Palmolive-Shampoo-Pulver macht Ihr Haar strahlend rein und dabei nur so locker, daß es sich leicht frisieren läßt, ohne zu fliegen. Das Haar trocknet auch nicht aus. — Gerade trockenes Haar erhält durch Palmolive-Shampoo-Pulver wundervollen Glanz und natürliche Schönheit. Olivenöl wird bei der Herstellung von Palmolive-Shampoo-Pulver verwendet — daher ist es so besonders mild.

Waschen auch Sie Ihr Haar strahlend schön mit Palmolive-Shampoo-Pulver! **Beutel 25 Pf.**

Wer Shampoo in der Tube bevorzugt, wählt Palmolive-Creme-Shampoo.

lichen Geschichte mit dem Krupek? Wir werden das schon hinkriegen", tröstete er. „Sie haben doch völlig korrekt gehandelt."

Bremer bemühte sich, geschmeidig seinen Schritt dem Wiemanns anzupassen. „Vielen Dank", eiferte er. „Aber ich bin nicht hier, um ein dienstliches Anliegen vorzutragen."

„Weshalb denn sonst? Wollen Sie mir das Ehrengeleit geben? So sind Sie doch gar nicht veranlagt, mein Lieber."

„Ich glaube aus Ihren Worten entnehmen zu dürfen", tastete sich Bremer vorsichtig vor, „daß Helga noch nicht mit Ihnen gesprochen hat."

„Worüber? Ich habe das Kind heute überhaupt noch nicht gesehen. Ist denn irgend etwas nicht in Ordnung?"

„Wie man es nimmt", sagte Bremer und war dabei um angemessene Unsicherheit in seiner Stimme bemüht.

Wiemann lachte unbeschwert. „Habt ihr euch etwa gezankt? Das kommt allemal vor! Nehmt das nicht so wichtig. In Zweifelsfällen soll man immer sein Herz sprechen lassen."

„Nein, gezankt haben wir uns nicht, Herr Wiemann. Vielleicht dürfte man vielmehr mit einiger Kühnheit sagen: das genaue Gegenteil ist der Fall gewesen."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Wiemann betroffen. Sein Schritt wurde langsamer. Und er sah Bremer ratlos an.

Doch der wandte den Blick nicht. Er sah angestrengt geradeaus. „Ich fühle mich verpflichtet, Sie von dem, was gestern abend geschehen ist, zu unterrichten. Ich bedaure es sehr, aber es ist leider nicht mehr zu ändern. Und ich halte es für selbstverständlich, zu versichern, daß ich bereit bin, alle Konsequenzen daraus zu ziehen."

Wiemann blieb, mitten auf dem Bürgersteig laternenpfahlsteif stehen. Er starrte scharf in die Augen Bremers. Der hatte sich vor ihm aufgebaut wie ein Schüler, der von seinem Lehrer gefaßt, ein Donnerwetter erwartete. „Was ist los Bremer — reden Sie nicht um den heißen Brei herum."

„Ich bedaure das aufrichtig ..."

„Was bedauern Sie, Bremer?"

Der senkte, mit ergebener Geste, den Blick, er tat das für wohlabgezirkelte drei Sekunden. Dann sah er Wiemann wieder in die Augen und erklärte: „Es gibt keine Entschuldigung für unser Verhalten; aber trotzdem hoffe ich, daß Sie uns verzeihen."

„Reden Sie doch schon, Mensch! Werden Sie endlich deutlicher."

Bremer würgte an Worten. „Ich muß gestehen, Herr Wiemann, daß wir gestern Abend Dummheiten gemacht haben."

„Wer ist wir?"

„Helga und ich."

Wiemann, der reglos steif dastand, schwieg geraume Zeit und starrte dabei Bremer ausdruckslos an. Passanten umgingen die beiden, die nichts von alledem, was um sie herum geschah, zu merken schienen. Beide standen da und starrten sich an.

„Ich darf noch einmal versichern", stotterte Bremer, „daß ich selbstverständlich bereit bin, alle Konsequenzen daraus zu ziehen. Ebenfalls nehme ich natürlich die Schuldfrage allein auf mich."

Wiemann nickte jetzt langsam, als habe er sich einen umständlichen, doch unvermeidbaren Gedankengang nachdrücklich zu bestätigen. „Mein lieber Junge", sagte er dann mühsam. „Sie machen reichlich viel Dummheiten in letzter Zeit. Aber ich rechne es Ihnen hoch an, daß Sie ein offenes Wort gewagt haben."

„Ich halte das für selbstverständlich", versicherte Bremer, und bremste eine knappe, ergebene Verbeugung. Denn ihm fiel rechtzeitig ein, daß es besser wirke, bei diesem rein persönlichen und privaten Vorgang lediglich durch Augensprache Ergebenheit und Hoffnung auf Verständnis auszudrücken.

Wiemann nickte abermals; diesmal jedoch kurz und entschieden. Er begann wieder auszuschreiten. Er sprach längere Zeit kein Wort. Aber Bremer, der im schönen Gleichschritt neben ihm herging, spürte triumphierend, daß der brave Mann neben ihm keinerlei väterlichen Groll mit sich herumtrug, vielmehr von gütig menschlicher Verständnisbereitschaft beflügelt wurde.

„Und Helga?" fragte jetzt Wiemann aus tiefen Gedanken heraus.

„Wir waren gestern sehr durcheinander", gestand Bremer nach kunstvollem Zögern. „Aber daß ich das Verlangen hatte, unverzüglich mit Ihnen sprechen zu wollen, das habe ich ihr sofort und mit der gebotenen Deutlichkeit gesagt."

Wiemann schien gerührt. Er quälte sich sogar ein Lächeln ab. „Schließlich war ich

Silhouetten

betonen das

Wesentliche

ECHTES LEDER

Auch die Silhouette des modernen Schuhes zeigt sich von der besten Seite und betont eine weiche Linie, die den Fuß vorteilhaft umschmeichelt. Ballerina-Schuh oder klassischer Pumps - Lederschuhe sitzen »wie aus einem Guß« - und sind gesund. Und die Sohle? Natürlich Leder!

Leder ist immer das Beste

WER SCHAFFT, BRAUCHT··· TÄGLICH Milch

auch einmal jung und ich weiß heute noch, daß Jugend in diesem speziellen Punkt ihre eigenen Ansichten hat. Ich erinnere mich da noch recht lebhaft an einiges."

Bremer war versucht „Na also!" zu sagen. Aber er unterdrückte es.

„Mir", versicherte Wiemann, „wäre das nicht passiert — jedenfalls nicht mit meiner Frau. Aber das soll kein Vorwurf sein, lediglich eine Feststellung. Denn die Zeiten damals waren, soweit ich mich erinnere, ein wenig anders. Lebte nämlich Helgas Mutter heute noch, wäret ihr wahrscheinlich nicht ganz so schnell so weit gekommen. Eine gutfunktionierende Familie ist der beste Schutz gegen derartige Dummheiten! Aber heute sind Familien sehr oft nur noch Erinnerungen. Doch lassen wir das!"

„Von mir aus können wir sofort heiraten!"

„Macht, was ihr für richtig haltet", beschied sich Wiemann, und sein gütiges Lächeln vertiefte sich noch. Die Augen des alten Mannes waren feucht geworden, und er wandte seinen Kopf zur Seite, von Bremer weg. „Viel zu tun bleibt euch ja wohl jetzt nicht mehr übrig."

„Ich danke Ihnen!"

„Schon gut, mein Junge!" Wiemann blieb gerührt. „Wenn ihr euch unbedingt haben wollt — ich bin weiß Gott nicht der Mann, der euch Schwierigkeiten machen will. Ich habe in meinem Leben, das zum größten Teil meinem Beruf gehörte, nicht sonderlich viel für Helga tun können, ich habe oft zu wenig Zeit für sie gehabt, aber das Mädel ist, glaube ich, dennoch ein wertvoller Mensch geworden."

„Jawohl", versicherte Bremer und nickte mehrmals heftig, da es ihm nicht gegeben war, in diesem Augenblick die rechten Worte zu finden. „Jawohl — ein wertvoller Mensch, das ist sie."

Wiemann schritt kräftiger aus; er hatte sich aufgehalten und damit Zeit verloren und er wollte nicht unpünktlich sein. Es ist doch ein schöner Morgen, dachte er, getragen von väterlicher Anteilnahme und Freude. Die kleine Helga will also heiraten und der Erwählte wird ein Beamter sein, ein Polizist wie er selbst — und so kommt alles ins rechte Lot. So werden aus Mädchen Frauen — sie wachsen heran, um uns zu verlassen. Das Kind von einst wird demnächst Mutter sein. Auch die Wiemanns werden weiterleben.

Der Alte überlegte, ob er mit Bremer zu streng verfahren habe. Er wollte zeigen, wie gern er zur Versöhnung geneigt war.

„Ich kann das, was geschehen ist, durchaus verstehen", versicherte er und suchte nach überzeugenden Erklärungen, um so zu zeigen, wie sehr er mitfühle. „Sie sind da dienstlich in eine Situation hineingeraten, mein Junge, die selbst stärkste Naturen arg durcheinanderbringen muß. Natürlich sind Sie schuldlos, aber ich weiß aus Erfahrung, wie solche Sachen an die Nerven gehen können. In einer derartig heiklen Lage hat man ganz zwangsläufig ein besonders stark ausgeprägtes Verlangen nach einem Menschen, von dem man Verständnis und Trost erhoffen darf. Ich verstehe diese Gefühle sehr gut. Und wenn nun dieser Mensch wieder liebt, wird er auch alles zu tun bereit sein, um dem anderen — gleich wodurch — zu helfen. Die Linderung seelischer Bedrängnis ist ja das Schönste, was selbstlose Liebe sein kann."

„So war es", beeilte sich Bremer zu versichern. „Genauso war es!"

Wiemann tippte Bremer, den er nun gewissermaßen in seine Familie aufgenommen hatte, leicht und verwandtschaftlich vertraulich auf den Oberarm. Sie lächelten sich beide an, verständnisvoll der eine, erleichtert der andere, und strebten, einige Zentimeter näher aneinandergerückt, dem Polizeirevier zu.

Als sie die Diensträume betraten, erhob sich Blei, kam ihnen mit schweren Schritten entgegen und sah sie gramvoll an. Die anderen Beamten, die sich hinter Blei gruppiert hatten, machten den Eindruck, als hätten sie sich hier nur versammelt, um an einem Begräbnis teilzunehmen.

„Was ist denn hier schon wieder los?" forschte Bremer. „Habt ihr volle Hosen — oder könnt ihr neuerdings nicht schlafen?"

Keiner gab ihm Antwort. Blei betrachtete ihn wie einen Eindringling. Die zwei Beamten, die sonst meistens in unauffälligster Weise nur ihre Pflicht zu tun gewohnt waren, blickten betreten zu Boden. Allein Eckstein vermochte sich nicht zu beherrschen. Er grinste schadenfroh. In einer Ecke aber stand Schulze-Fahrenberg breitbeinig, aber nicht fest. Sein Gesicht glänzte in aufgeregtem Rot.

Wiemann fröstelte in Erwartung einer Hiobsbotschaft; er nickte Blei kurz zu und

Die grüne Dose

enthält etwas Kostbares: Die auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute, fetthaltige Hautcreme

Eukutol 6

Als bewährte Familiencreme eignet sie sich sowohl für den Säugling und das Kind als auch für die Mutter und den Vater:

KLEINE DOSE DM -.45
GROSSE DOSE DM 1.20

Wenn Ihr Kind

in der Schule nicht recht mitkommt, hilft die seit Jahren erprobte glutaminreiche gutschmeckende Gehirnnahrung VITATIN.

Auch Erwachsene

überwinden leichter Minderwertigkeitsgefühle, Hemmungen und Prüfungsängste. Erstaunliche geistige Leistungssteigerung bei jung und alt. Unaufgeforderte Dankschreiben sprechen für sich. Fordern Sie Grattsprobe! 1 Dose DM 9,60 + Porto oder 30 Tage Zahlungsziel von Apotheker Haugg, Augsburg ST 253

Wo fehlt eine?

Wir liefern alle Marken gegen bequeme Monatsraten, Anzahlung schon ab 4.- Postkarte genügt und Sie erhalten kostenlos unseren großen Schreibmaschinen-Ratgeber Nr. 6 T

NÖTHEL + CO · Göttingen

Jetzt IST DIE ZEIT

Dr Scholl's

SCHAUMBETT WINTER-SOHLE

MOLLIG WARME FUSSE

geschützt gegen Nässe und Kälte und dazu weich wie auf Kissen

In Drogerien, Apotheken und Sanitätsgeschäften erhältlich

schritt mit vorbildli
Büro. Blei griff, mit
immer, die Mappe
ten auf und stelzt
grinste immer noch.
„Dieser Blei", er
Fahrenberg, vergebl
müht, „ist ein ganz
Keine Spur von Ka
mal darauf ankomm
„Hast du was an
mer knapp und ba
ledigte sich seiner
pels.
„Wo denkst du
Schulze-Fahrenberg
lediglich gestern n
vorgenommen. Und
dieser Blei, weige
decken. Man sollte
treten!"
„Eine Verhaftung
Schlägerei", stellte
richtig. „Noch dazu
ker Schlagseite."
„Halt du gefällig
Schulze-Fahrenberg.
denn Mode, daß hi
Wort riskieren! Wa
Tintenkuli?"
„Aber ich habe
sehen, die Blei mit
hat." Ecksteins Scha
kennbar. Ihm lag a
zu verbergen. „Und
Hälfte stimmt, bist
hinzu kommt auße
mit dem Ehepaar in
Bremer ging auf
und stellte sich vo
gestern besoffen?"
„Nicht der Rede
„Ich war ganz klar
„Das kenne ich.
ziemlich leichtsinnig
habe dich immer
scheinst ja nicht auf
Jetzt bist du, wenn
stein da sagt, so gu
soweit ich Wiemann
dir nichts. In diesen
Pardon."
„Mal den Teufel
Mensch! Schließlich
uns mal passieren,
dem Gleichgewicht
deinen Beziehunge
wie man damit ferti
was also soll ich tu
„Laß mich in Ru
meinen eigenen Sa
nicht noch bei dir Ki
Schulze-Fahrenbe
seinen Freund her
Ecke neben dem F
Schränke wie eine
standen. „Du mußt
drängte er beschwö
„Ausgerechnet je
sieren — wo hier

Man sollte dir e
geben." Bremer sch
„Wie biege ich d
mit dem Alten, Bre
doch sein Schwieg
er hören."
Bremer versucht
mergriffen seines F
„Ich denke gar n
stanien aus dem Fe
doch nicht wegen
meine besten Trüm
kein Idiot."
Schulze-Fahrenbe

schritt mit vorbildlicher Haltung in sein Büro. Blei griff, mit fahrigen Händen wie immer, die Mappe mit den Tagesrapporten auf und stelzte hinterher. Eckstein grinste immer noch.

„Dieser Blei", erbitterte sich Schulze-Fahrenberg, vergeblich um Forschheit bemüht, „ist ein ganz heimtückischer Hund! Keine Spur von Kameradschaft, wenn es mal darauf ankommt."

„Hast du was angestellt?" wollte Bremer knapp und barsch wissen, und entledigte sich seiner Mütze und des Koppels.

„Wo denkst du hin!" protestierte Schulze-Fahrenberg bieder. „Ich habe lediglich gestern nacht eine Verhaftung vorgenommen. Und dieser Armleuchter, dieser Blei, weigert sich nun, sie zu decken. Man sollte ihm in den Hintern treten!"

„Eine Verhaftung mit vorangehender Schlägerei", stellte Eckstein genußvoll richtig. „Noch dazu in Zivil und mit starker Schlagseite."

„Halt du gefälligst die Schnauze!" rief Schulze-Fahrenberg. „Seit wann ist es denn Mode, daß hier Karteihengste ein Wort riskieren! Warst du denn dabei, du Tintenkuli?"

„Aber ich habe die Vernehmung gesehen, die Blei mit deinem Opfer gemacht hat." Ecksteins Schadenfreude war unverkennbar. Ihm lag auch nichts daran, sie zu verbergen. „Und wenn davon nur die Hälfte stimmt, bist du glatt im Eimer. Und hinzu kommt außerdem noch die Sache mit dem Ehepaar im Hausflur!"

Bremer ging auf Schulze-Fahrenberg zu und stellte sich vor ihm auf. „Warst du gestern besoffen?"

„Nicht der Rede wert", wich der aus. „Ich war ganz klar bei Gefecht!"

„Das kenne ich. Ich weiß, du bist ein ziemlich leichtsinniges Huhn, Schulze. Ich habe dich immer gewarnt. Aber du scheinst ja nicht auf mich hören zu wollen. Jetzt bist du, wenn das stimmt, was Eckstein da sagt, so gut wie im Eimer! Und soweit ich Wiemann kenne — der schenkt dir nichts. In diesem Punkt kennt er kein Pardon."

„Mal den Teufel nicht an die Wand, Mensch! Schließlich kann es ja jedem von uns mal passieren, daß ihn ein Zivilist aus dem Gleichgewicht bringt. Aber einer mit deinen Beziehungen wird doch wissen, wie man damit fertig wird. Los, Mensch — was also soll ich tun?"

„Laß mich in Ruhe damit. Ich habe an meinen eigenen Sachen genug. Ich kann nicht noch bei dir Kindermädchen spielen!"

Schulze-Fahrenberg schob sich dicht an seinen Freund heran und zog ihn in die Ecke neben dem Fenster, wo die großen Schränke wie eine abschirmende Mauer standen. „Du mußt mir helfen, Bremer!" drängte er beschwörend.

„Ausgerechnet jetzt muß dir das passieren — wo hier ganz dicke Luft ist. Man sollte dir eins in die Schnauze geben." Bremer schnaufte vor Empörung.

„Wie biege ich die Sache hin? Rede du mit dem Alten, Bremer. Schließlich bist du doch sein Schwiegersohn. Auf dich wird er hören."

Bremer versuchte sich von den Klammergriffen seines Freundes frei zu machen.

„Ich denke gar nicht daran, dir die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Ich werde doch nicht wegen deiner Dämlichkeiten meine besten Trümpfe opfern. Ich bin doch kein Idiot."

Schulze-Fahrenbergs Erregung nahm immer mehr zu. „Aber ich soll alles für dich machen! Und wenn ich dich nur einmal brauche, wirst du weich und sackst ab. Aber das eine sage ich dir: wenn du mir nicht ..."

„Was dann?"

„Dann werde ich reden."

„Mensch!" rief Bremer unterdrückt und packte mit beiden Händen an den Uniformrock des anderen. Er sah sich hastig um, aber die Beamten im Revier schienen beschäftigt und kein Verlangen danach zu haben, die beiden in der hintersten Ecke, die heftig aufeinander einflüsterten, zu belauschen. „Wenn du das wagen solltest!"

„Was bleibt mir denn anderes übrig", sagte Schulze-Fahrenberg klagend und versuchte vergeblich, sich dem harten Zugriff zu entziehen. „Ich will ja nicht, wirklich nicht. Ich bin doch dein Freund. Aber wenn du mich zwingst ..."

„Also gut!" Bremer ließ ihn los, und zwar so plötzlich, daß Schulze-Fahrenberg taumelte. „Aber das sage ich dir, es ist das letztemal. Und umsonst mache ich das auch nicht. Umsonst ist nicht mal der Tod!"

•

Der Polizeipräsident Pilz, der „Po-prä", den Untergebene, die sich verwegen vorkamen, unter sich gern PPP nannten, konnte, wenn er es für richtig hielt, warmes Wohlwollen ausstrahlen. Bei Staatsanwalt Dr. Peikhofen hielt er es für richtig, als der ihn besuchte. Er offerierte eine Zigarre, aus der Kiste mit der mittleren Preislage, und reichte selbst Feuer.

„Sehr liebenswürdig", murmelte Dr. Peikhofen und mimte überströmende Dankbarkeit. „Wirklich sehr liebenswürdig."

„Wenn ich Sie gebeten habe, zu mir zu kommen", erklärte PPP, nachdem er seinem Gegenüber taktvoll Zeit gelassen hatte, die ersten zwei Züge aus der Zigarre zu genießen, „so geschah das, weil mich Ihre spezielle Angelegenheit sehr stark beschäftigt hat. Und je länger ich über sie nachdachte, um so mehr, das muß ich ehrlich gestehen, hat sie mich empört."

„Ich danke Ihnen für Ihr Verständnis, Herr Polizeipräsident" beeilte sich Dr. Peikhofen zu versichern.

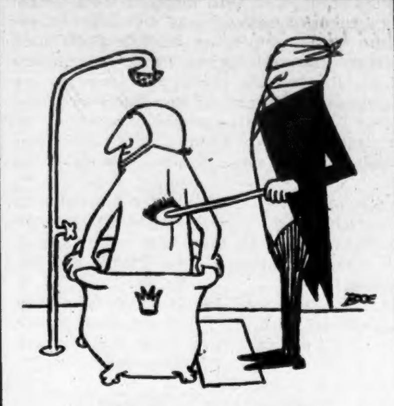
Pilz wehrte mit großartiger Geste ab. „Das ist doch wohl selbstverständlich. Ihnen zu helfen ist für mich nicht nur eine verdammte Pflicht und Schuldigkeit — es ist mir ein menschliches Bedürfnis. Hat dieser ... dieser Ried es tatsächlich geschafft, Akteneinsicht zu nehmen?"

„Es war bedauerlicherweise nicht zu vermeiden", gestand der Staatsanwalt nur zögernd. „Selbst durch mich nicht!"

„Es ist einfach unerhört", empörte sich der Propräsident mit starker, gut einstudierter Empörung, die erfahrungsgemäß noch niemals in seinem Bereich ohne Wirkung geblieben war. „Immer wieder diese Eingriffe von unbefugter Seite! Immer wieder diese subalterne Aufsässigkeit! Dieses Negieren unserer ureigenen Verantwortungssphäre."

Dr. Peikhofens gutgeformter Cäsarenkopf nickte bedeutungsvoll Zustimmung. Er begriff noch nicht ganz, was Pilz mit seinen hörenswerten, hochtemperierten Formulierungen bezweckte, aber er nickte. „Leider", tat er betrübt, „leider."

„Jedenfalls dürfen Sie meiner Hilfe versichert sein", versprach PPP nahezu feierlich. „Meine Geduld war immer groß, und niemand kann mir nachsagen, daß es mir an Verständnis der Presse und ihren Vertretern gegenüber mangelt. Ganz im Gegenteil — ich habe mit Journalisten Kaffee getrunken und sie, wenn sie es verdienten, persönlich informiert. Was ich aber auf den Tod nicht ausstehen kann, ist hinterhältige Undankbarkeit. Daher sage ich Ihnen das eine: dieser Ried hat sich die längste Zeit mausig gemacht."



„Sehr wohl, Frau Gräfin, etwas nach links!"

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Polizeipräsident."

„Ich verstehe das einfach nicht", klagte Pilz männlich, erhob sich und wanderte, ein wenig nervös, in seinem großen Arbeitszimmer hin und her. „Da tun wir nun Tag für Tag unsere Pflicht — oft mehr noch als das. Wir reiben uns buchstäblich im Dienste der Allgemeinheit auf. Wir opfern sogar bedenkenlos unser Familienleben. Und was geschieht? Man läßt uns nicht nur nicht in Ruhe arbeiten, nein, man versucht sogar, uns von allen Seiten Knüppel zwischen die Beine zu werfen."

„Bedauerlicherweise", warf der Staatsanwalt ein.

„Da gibt es eben nur eins — zusammenhalten und sich, mit Anstand und nach demokratischen Spielregeln natürlich, seiner Haut wehren!" Pilz warf einen prüfenden Blick auf Peikhofen und las in dessen Gesicht bewundernde Zustimmung. „Was Ihnen da passiert ist, Verehrtester, das kann uns alle Tage passieren. Und passiert auch! Da gibt es zum Beispiel in meinem Bereich einen Mann, der angeblich ein Feuerzeug vertauscht hat."

„Aha", sagte der Staatsanwalt impulsiv.

Pilz stutze kurz, da er die Reaktion seines Besuchers zunächst völlig mißverstanden hatte. Doch dann bemerkte er nichts als dankbare Aufgeschlossenheit. Und er trompetete mit guttemperiertem Hohn: „Vertauscht!"

Als nunmehr Peikhofen kurz und trocken und mit eifernder Verständnisbereitschaft lachte, strahlte PPP gutgelaunt. „Ich habe den Kerl natürlich in hohem Bogen hinausgefeuert. Und wie recht ich damit hatte, wird jetzt überdeutlich. Dieser Feuerzeugvertauscher entpuppt sich nämlich als Querulant!"

„Aha", äußerte sich Dr. Peikhofen abermals.

„Der Bursche will mir den Prozeß machen. Mir!"

„Ist ja zum Lachen", stellte der Staatsanwalt gepreßt fest, denn jetzt war er ganz im Bilde.

„Nur gut", Popră Pilz schien zufrieden, „daß er gleich an die richtige Adresse kommt. Denn soweit ich informiert bin, werden Sie es sein, der den Fall übertragen bekommt. Und das freut mich ehrlich. Denn Sie wissen ja nicht nur, daß ich Sie schätze, Sie werden auch erkannt haben, wie sehr ich Ihnen vertraue."

Peikhofen ließ sein imposantes Bronzebüstengesicht sinken und betrachtete ergeben seine gefalteten Hände. Das, oder doch so etwas Ähnliches, hatte er kommen sehen. Er kannte diese Spielregeln: sie hatten mit einigen Abwandlungen schon immer Gültigkeit gehabt. Solange er juristisch denken konnte und dazu angehalten war, das „Staatsfördernde" zu tun.

„Ich muß Sie leider bitten, mich jetzt zu entschuldigen", sagte Poprä Pilz freundschaftlichst. „Es sei denn, Sie haben gleich mir das Verlangen, ein Pferd zu besteigen."

Der Staatsanwalt beeilte sich, dankend abzulehnen. Sich mit Pilz auch noch in der Öffentlichkeit zu zeigen, war ihm einfach zuviel. Er reite schon lange nicht mehr, versicherte er glaubhaft.

„Ein Kavaliersport", offenbarte der Polizeipräsident. „Eine echte Leidenschaft — nicht etwa wegen der schlanken Linie. Und heute reite ich gemeinsam mit Chefredakteur Hoffmann aus — Sie verstehen?"

Peikhofen neigte seinen imposanten Schädel und verstand. Er bat um die Erlaubnis, sich verabschieden zu dürfen und tat das nicht, ohne noch einmal seine Dankbarkeit ausgesprochen zu haben. Pilz versicherte herzhaft, die Dankespflicht liege bei ihm. Sie wechselten einen Händedruck, als hätten sie soeben einen Pferdekauf perfekt gemacht.

*

Chefredakteur Hoffmann, in smartem, aus garantiert echten englischen Stoffen geschneidertem Reitdreß, wartete bereits im Stadtpark bei den Pferdeställen der berittenen Polizei. Auch Polizeipferde, pflegte PPP zu unterweisen, mußten laufend bewegt werden — wer das tat, war schließlich gleichgültig.

„Ein schöner Tag", versicherten beide und stiegen in die Sättel.

Sie ließen die Stallungen hinter sich liegen und ritten im mäßigen Trab in den Park hinaus. Hoffmann saß auf seinem Pferd wie, nach einem populären Sprichwort, Affen auf Schleifsteinen zu sitzen pflegen. Aber das tat seiner stets vorzüglichen Stimmung keinen Abbruch.

„Was ist eigentlich mit Ihrem Ried los?" fragte Pilz, als sie am Lustpavillon einer einstmaligen Landesmutter kurze Rast einlegten, abgestiegen waren und den

Pferden traditionsgemäß die Hälse beklopften.

„Den habe ich natürlich hinausgefeuert — in hohem Bogen“, sagte Hoffmann und vertrat seine leicht geschwollenen Beine.

„Vielleicht hätten Sie ihn befördern sollen“, gab PPP augenzwinkernd zu bedenken. „Dieser vielversprechende junge Mann scheint mir sehr tüchtig zu sein. Er weiß ziemlich viel. Und es könnte doch unter Umständen wenig erfreulich sein, wenn er etwa versuchen sollte, sein Wissen woanders anzubringen.“

„Sie meinen — der bekommt es fertig und geht zur Konkurrenz?“

„Ich habe in diesem Fall keine Meinung, denn ich kenne diesen Ried ja gar nicht. Aber Sie als sein Vorgesetzter und Förderer werden vermutlich am besten wissen, wozu er fähig ist.“

Sie schauten sich nachdenklich an, dann in den strahlenden Himmel hinein, ehe sie wieder ihre Pferde bestiegen. Sie ritten beschleunigt zu den Ställen zurück und verabschiedeten sich hier mit der gewohnten Verbindlichkeit. Dann setzten sie sich in ihre Dienstwagen.

Hoffmann beorderte, kaum in seiner Zeitung angekommen und immer noch im Reitdreß, den Lokalredakteur Dr. Seidenbart zu sich. Er hielt ihm einen ausgedehnten und zum Schluß ziemlich unmißverständlichen Vortrag über interne Hauspolitik, als deren Grundelemente er Klugheit, Geschicklichkeit und Weitsicht bezeichnete. Seidenbart war nahe daran, zu salutieren, ehe er sich in seine Diensträume stürzte.

„Wo ist Ried?“ fragte er Susanne.

„Woher soll ich das wissen?“ entgegnete sie mißgelaunt.

„Sie wissen doch sonst immer, wo sich dieser Ried herumtreibt!“ behauptete Seidenbart ungeniert. „Er soll sich sofort bei mir melden.“

Und damit rauschte er hinaus in sein Zimmer hinein und knallte die Tür hinter sich zu.

Susanne starrte ihm böse nach. Minutenlang überlegte sie. Dann nahm sie widerwillig, mit Daumen und Zeigefinger, den Hörer ab und wählte die Telefonnummer von Rieds Wirtin. Ried, so wurde ihr erklärt, sei tatsächlich zufällig zu Hause.

„Wo warst du gestern nacht?“ wollte Susanne sofort wissen, als sich Ried gemeldet hatte.

„Nicht in meinem Bett“, brummte Ried verschlafen.

„Das habe ich gemerkt — wo also sonst?“

„Ich habe mich mit einem Schieber unterhalten“, erklärte Ried und schien dabei zu gähnen. „Der wollte erst nicht, aber dann wurde er ziemlich gesprächig. Ich habe selten so gelacht.“

„Das kannst du deiner Großmutter erzählen!“

„Ich erzähle es aber dir, Kindchen. Und wenn du klug bist, glaubst du mir das aufs Wort — aber wie ich dich kenne, willst du gleich wieder so klug sein, daß du es für richtig hältst, dich dumm zu stellen. Tu das nicht; das geht mir zu stark auf die Nerven. Und nun sag endlich, was du von mir willst. Ich bin müde, und ich will schlafen.“

„Das könnte dir so passen!“ rief Susanne scharf. „Neuerdings bist du immer nur müde! Komm sofort hierher!“

„Zu dir?“

„Von mir aus kannst du dich in Luft auflösen! Seidenbart will dich sprechen. Du scheinst ihn ziemlich schwer angekratzt zu haben. Er benimmt sich zur Zeit wie zehn nackte Neger!“

„Das muß ich sehen, also gut, ich komme“, sagte Ried interessiert und hing ein.

Er war eine halbe Stunde später in der Redaktion. Susanne sah durch ihn hindurch, als sei er aus Glas. Dann wies sie, mit abgewinkeltem Daumen, auf die Tür zum Zimmer von Dr. Seidenbart. Ried zuckte mit den Schultern und ging hinein, ohne anzuklopfen.

Der Lokalredakteur schob einen Papierberg zur Seite und quälte sich ein kollegiales Lächeln ab. Er gab sich, mit sichtlicher Mühe, jovial, streckte beide Arme aus und wies auf seinen Besucherstuhl. Ried ließ sich dort wortlos nieder.

„Ja“, stellte Dr. Seidenbart fest und holte tief Luft. „Da sind Sie endlich.“ Und er holte abermals tief Luft und spielte mit seinem gewaltigen Bleistift, mit dem er ansonsten Manuskripte zu verunstalten pflegte.

„Schießen Sie schon los“, ermunterte ihn Ried.

„Wo ist eigentlich Ihr Artikel?“ Dr. Seidenbart tippte mit seinem Bleistift verlangend auf die Schreibtischplatte. Und als ihn Ried groß anblickte, fügte er eilig hinzu: „Der über das Polizeirevier.“

„Der interessiert Sie doch gar nicht“, sagte Ried gedehnt.

„Warum denn nicht?“ Dr. Seidenbart schien es heiß zu werden; er begann seinen Kragen zu befingern. „Das zu beurteilen müssen Sie schon mir überlassen.“

„Ihnen? Warum eigentlich?“

„Schließlich bin ich Ihr Redakteur!“

„Das ist ein Irrtum!“ Ried zeigte sich unverhohlen befriedigt. „Sie haben doch nicht etwa vergessen, daß ich entlassen worden bin?“

„Unsinn!“ wies ihn Seidenbart mit hoher Stimme zurecht. Er begann leicht zu transpirieren und suchte nach einem Taschentuch. „Sie sind natürlich nicht entlassen worden. Der Chef hat mir das selbst gesagt. Er hat Sie lediglich gewarnt. Vermutlich haben Sie ihn mißverstanden.“

Ried schüttelte den Kopf. „Auf mein Gehör kann ich mich noch verlassen“, beharrte er. „Mein Verstand arbeitet verhältnismäßig normal. Ich habe mich nicht verhört. Ich bin entlassen worden. Das steht einwandfrei fest.“

„Machen Sie keinen Unsinn, Ried“, warnte Seidenbart mit kollegial-werbenden Untertönen. „Spielen Sie doch nicht leichtfertig mit Ihrer Karriere. Das kann doch nicht Ihr Ernst sein — und wenn das etwa ein Witz sein soll, dann müssen Sie ihn auch als solchen kenntlich machen. Menschenskind, Ried, seien Sie doch vernünftig. So eine Stellung kriegen Sie nie wieder.“

„Meine Entlassung ist perfekt“, bestand Ried. „Wenn Sie etwas von mir wollen, müssen Sie mich erst wieder neu einstellen — und zwar zu besseren Bedingungen. Das ist ja wohl selbstverständlich.“

Dr. Seidenbart schluckte mehrmals. Dann begann er tönend und bebend von Erpressung zu reden, mußte aber erleben, daß Ried lediglich ungerührt abwinkte. Er brachte nunmehr ein paar allgemeine Phrasen an, von Arbeitsethos, Verpflichtung, Dankbarkeit — stieß damit aber auf Granit. Dann rauschte er hinaus, wobei er lokomotivenhaft etwas von „Chefredakteur fragen“ schnaufte. Nach einer Viertelstunde kam er wieder.

„Der Chef hat akzeptiert“, verkündete er und ließ sich in seinen Stuhl fallen.

„Wenn ich den neuen Vertrag habe“, sagte Ried, „liefere ich meinen Artikel ab.“

„Schon gut“, sagte Seidenbart matt.

„Und was geschieht dann mit meinen Artikeln?“ wollte Ried wissen.

„Das überlassen Sie uns!“ Seidenbart fühlte sich ruhebedürftig. „Das machen wir dann schon.“

Ried schüttelte den Kopf. „Ich lasse meine Artikel aber nicht auf Eis legen, ich bestehe darauf, das sie veröffentlicht werden. Ich schreibe nicht ins Blaue hinein.“

„Schon gut“, winkte Seidenbart ab. „Schon gut. Warum denn gleich mit dem Kopf durch die Wand?“

„Vielleicht ist das Veranlagung“, sagte Ried, ehe er ging.

Dr. Seidenbart starrte lange Zeit vor sich hin. Dann erhob er sich, trottete wieder zum Chefredakteur und erstattete Bericht. Der Zeitungsgewaltige hörte ihn wortlos an, entließ ihn mit einer kargen Bewegung der Linken und telefonierte hierauf mit seinem Freund und Reiterkameraden, dem Polizeipräsidenten. Dieser schlug empört mit der flachen Hand auf die Platte seines Schreibtisches.

Kurze Zeit danach ging ein „strengvertrauliches Rundschreiben“ an alle Inspektionen, Dezernate und Polizeireviere, das folgendermaßen begann: „Abt. KD Org. der Krim.-Pol. Wer hat Material über Ried, Clemens ... Wer hat Material über Ried, Clemens?“

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

SÖHNLEIN RHEINGOLD
krönt das Fest

Für Haut und Hände

GLYZERONA ist eine neuartige Hautcreme, auf Basis von *Glyzerin* in Verbindung mit *Kamille* und *Hamamelis* hergestellt. Ein universelles Haut- und Handpflegemittel von ausgezeichneter Wirkung, insbesondere bei rauhen, rissigen und verarbeiteten Händen.

Dosen zu DM 0,50, DM 0,75 und DM 1,30

Durch Wirkstoff-Koppelung BI-AKTIV

W 02854

(FORTSETZUNG VON SEITE 27)

ren Ländern — seine Hotelrechnung pünktlich bezahlen muß. Er zahlt sie — und es bleiben ihm nur noch ein paar Franken.

Also zieht er in ein einfaches Zimmer um — in ein Appartementhaus in der Nähe der Universität, das nur für Studenten reserviert ist. Obi Oputa zieht noch am gleichen Tage ein. Füllt den Anmeldezettel aus und setzt in die Rubrik Beruf nicht etwa „Prinz", sondern „Medizinstudent" ein. Sein Alter gibt er mit zweiunddreißig an. Und die Miete? Zahlen kann er natürlich nicht, aber er beruhigt den Hauswart. Falls man ihn zum Studium in Zürich zulasse, werde er Dauermieter, falls nicht, werde er in den nächsten Tagen wieder ausziehen. Da der Preis für einen Dauermieter ein anderer ist, als der für einen kurzfristigen Mieter, läßt sich der Hauswart vertrösten. Allerdings nicht für lange Zeit.

Schon ein paar Tage später bringt Obi Oputa an seinem Briefkasten eine Visitenkarte an: „Prince Obi Oputa." Imponiert er damit dem Hauswart? Keineswegs. Er macht ihn nur mißtrauisch. Überhaupt stellt sich jetzt heraus, daß Obi Oputa, der die Psychologie der Schweizer nicht kennt, jener Leute, die er für so simpel hält, fest davon überzeugt ist, sie hineinlegen zu können.

Da wird er zum Beispiel bei einem Industriellen eingeladen, der Geschäftsverbindungen in Nigeria hat. Der Schweizer verspricht sich etwas davon, mit dem Sohn eines Königs in Verbindung zu treten. Seine Frau sorgt für ein herrliches Abendessen. Und Obi Oputa? Er trifft mit zwei Stunden Verspätung ein. In London, Hamburg, Paris hätte man nicht gewagt, es einer Königlichen Hoheit zu verübeln, wenn sie mit zwei Stunden Verspätung ankäme. Die Schweizerin findet das jedoch einfach ungezogen. Zudem ist ihr gutes Essen völlig dahin. Die Hausfrau schmollt. Die Stimmung wird eisig. Obi Oputa versucht erst gar nicht, die Rede auf die zweitausend Pfund Sterling zu bringen, die er täglich erwartet.

Der Hauswart wird immer mißtrauischer. Vieles mutet ihn seltsam an. Zum Beispiel, daß Obi Oputa, der Prinz, sich sein Essen selbst kocht, und zwar in der Küche des Hauswarts. Er erklärt, sein Magen vertrage nicht die gebratenen Kartoffeln, die er in den Schweizer Restaurants bekommt. Statt dessen kocht er sich Grieß mit gedünstetem Fleisch, Paprika, Tomaten und Zwiebeln. Er bedient sich, ohne zu fragen, der Zutaten, die die Frau des Hauswarts in ihren Küchenschränken verwahrt. „So etwas tut man doch nicht", sagen die biederen Schweizer. „Schon gar nicht, wenn man Prinz ist."

Und dann die vielen Telefonate. Immerfort klingelt das Telefon, und immer sind es Frauenstimmen, die nach Obi Oputa fragen. Zwölf oder vierzehn pro Tag sind keine Seltenheit. Wenn der Hauswart fragt, ob irgend etwas zu bestellen sei, hängen die Damen ab, ohne ihren Namen zu sagen. Andere treten persönlich in Erscheinung. Vier oder fünf Damen pro Tag, das ist der Durchschnitt. Sie bleiben nur kurze Zeit, und immer sind es andere, die kommen.

Aber noch bevor der Hauswart aus dem Wundern herauskommt, erfährt er, daß der Prinz die Studentinnen, die im Hause wohnen, belästigt. Er steckt seine Visitenkarte in ihre Briefkästen und schreibt jeder: „Ich liebe Du!"

Nicht genug, erscheint er auch in Person bei den jungen Schweizer Studentinnen. Er will sie natürlich heiraten, er will alle heiraten. Der Frau des Hauswarts erklärt er ganz offen: „Ich werde nur eine Schweizerin heiraten! Denn nur die Schweizerinnen können arbeiten!"

Seltsam? Gar nicht so seltsam, wie man auf den ersten Blick glauben möchte. Denn Nigeria gehört zu den Ländern, wo Frauen noch immer gekauft werden, und zwar richtet sich der Preis im wesentlichen nach ihrer Fähigkeit, durch Arbeit zum Wohlstand ihres Mannes beizutragen und so sich selbst gewissermaßen bezahlt zu machen. Gerade um die Zeit, da Obi Oputa sich in Zürich etabliert, veröffentlicht die Regierung von Nigeria den Bericht eines von ihr eingesetzten Untersuchungsausschusses, in dem die Preissteigerung auf dem Frauenmarkt untersucht wird. Da heißt es:

„Vor fünfzig Jahren kostete eine Frau fünf bis zehn Pfund. Heute muß man mindestens hundert Pfund ausgeben. Soviel kostet ein ungebildetes Mädchen. Frauen des Bildungsstandards VI kosten zweihundert Pfund, während eine Lehrerin mit Staatsexamen, eine geprüfte Krankenschwester oder Hebamme nicht unter dreihundert Pfund zu haben ist. Diese Preise variieren natürlich je nach der Schönheit der Braut und der Achtung, die der Bräutigam ihrer Familie entgegenbringt ..."

Nun, Obi Oputa denkt nicht daran, eine Frau zu kaufen. Nicht er will Geld für eine Frau ausgeben, die Frauen sollen Geld für ihn ausgeben.

Aber schon naht das Verhängnis. Am 30. September stoppt Obi Oputa seinen rot-schwarzen Ford gegen Abend unweit des Schauspielhauses und spricht eine junge Schweizerin an. Er lädt sie ein, in seinem Wagen Platz zu nehmen. Das tut sie auch. Schon nach wenigen Minuten hat er ihr erzählt, daß er ein Prinz ist und unermeßlich reich und die Absicht hat, sie zu heiraten. Dies bekräftigt er mit den Worten: „Ich liebe Du!"

Wie viele Frauen sind auf diese Worte unseres hübschen Obi hereingefallen? Wie viele Hamburgerinnen, Londonerinnen, Pariserinnen? Die junge Dame aus Zürich fällt nicht herein. Sie tut zweierlei. Sie gibt dem Prinzen eine Telefonnummer, unter der er sie stets erreichen könne, um sich mit ihr zu verabreden; aber die Telefonnummer ist falsch.

Dann, als sie ausgestiegen ist, benachrichtigt sie die Polizei. Sie hat offenbar keinen Sinn für Romantik; sie will auch nicht von einem Prinzen geliebt oder geheiratet werden. Sie steht mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen.

Um diese Zeit weiß die Polizei schon eine Menge über Obi Oputa. Sie hat, geduldig und gründlich, festgestellt, wo er wohnt. Sie hat sich mit dem Hauswart unterhalten und ihre Schlüsse aus dem gezogen, was sie erfuhr. Was den großen europäischen Polizeiorganisationen nicht gelang, was nicht einmal Interpol gelang, schafft die Zürcher Polizei in ein paar Stunden. Oder sollte man lieber sagen: was Obi Oputa jahrelang in Paris, London und Hamburg treiben konnte, wo die Leute doch so gewitzt sind, kann er kaum ein paar Tage in der Schweiz treiben; die Schweizer sind eben doch nicht so simpel ...

Als Obi Oputa drei Stunden nach der mißlungenen Liebesszene im Auto das Café Pfauen betritt, wo er seine Abende zu verbringen pflegt, nähern sich ihm diskret einige Detektive. Nach kurzer Unterhaltung folgt Obi den Herren aus dem Lokal. Sie fahren ins Haus, wo er das möblierte Zimmer gemietet, aber noch nicht bezahlt hat. Er packt seine Anzüge und Wäsche. Er fährt — nicht in seinem eleganten Wagen — sondern in dem Polizeiauto fort.

Inzwischen ist aus Hamburg ein Haftbefehl eingetroffen. Die Tore des Untersuchungsgefängnisses schließen sich hinter Obi Oputa.

Am nächsten Morgen meldet die Presse seine Verhaftung.

Was wird nun geschehen? Viel wird nicht geschehen, außer daß man Obi Oputa nach Hamburg ausliefern wird — und dies dürfte fast selbstverständlich sein. Was wird dort passieren? Es hat in England und Frankreich niemanden gegeben, der sich an die Polizei gewandt hat, als Obi Oputa verschwand. Wie viele Hamburgerinnen werden sprechen? Wie viele werden zugeben wollen, daß ein falscher Prinz ihr Herz gebrochen hat? Es war ja schließlich nicht so, daß Obi Oputa ihnen nur das Geld abgenommen hat. Er hat auch versucht, ihnen für ihr Geld etwas zu geben. Wenn man ihm glauben darf, waren sie mehr als zufrieden.

Das gilt natürlich nicht für die Hamburger Geschäftsleute. Sie haben nur Geld verloren und nicht bekommen. Aber viele haben schon erklärt, sie würden keine Klage erheben. Sie möchten nicht gern vor Gericht als die Dummen dastehen, die sie zweifellos waren.

Obi Oputa sitzt in seiner Zelle und lächelt. Er hat nichts von seinem Charme eingebüßt. Er hat keine Angst davor, nach Hamburg ausgeliefert zu werden. Schlimmer, viel schlimmer wäre es schon, wenn man ihn in die Heimat abschöbe.

Denn dort gibt es keine Frauen, die ihm Geld pumpen oder gar schenken würden. Dort müßte er, wie aus dem zitierten Bericht des Untersuchungsauschusses der Regierung hervorgeht, Geld zahlen, um eine Frau zu bekommen.

Mehr Geld, als er je verdienen kann.

Dem Bericht ist nämlich zu entnehmen, daß die Preise für Bräute und auch für Frauen für fast alle jungen Afrikaner unerschwinglich sind, und daß sie immer noch in die Höhe gehen. Freilich hat es sich in Nigeria eingebürgert, Frauen auf Teilzahlung zu kaufen und später „abzustottern".

Das wäre immerhin eine Chance für Obi Oputa, und mehr als eine Chance braucht er ja nicht. Dann wird er seine Frau schon abstottern — so oder so. Und sie wird selig flüstern: „Ich liebe Du!" — auf nigerisch natürlich.

Curt Riess

Schicksal zu tauschen gesucht

(FORTSETZUNG VON SEITE 22)

„Entschuldige, Mama. Die Menschenwürde, vor der wir Respekt haben sollen, muß schon nicht mehr vorhanden gewesen sein, als wir auf die Welt kamen. Schiebt es also nicht auf uns, wenn wir nichts von ihr sehen. Wir sind eure Erben, nur die Erben. Als wir auftauchten, fanden wir diese miese Welt so vor, wie sie jetzt ist."

„Bitte, Louis,", antwortete seine Mutter würdevoll mit leicht hochgezogenen Brauen, „bitte gebrauche dieses widerliche Wort ‚mies' nicht in meiner Gegenwart. Wenn wir alten Gerippe euch Schönheitskönige außer einer Welt, die euch nicht gefällt, noch etwas vererbt haben, so ist es eine wundervolle Sprache. Und diese wundervolle Sprache, die ich meine, enthält meines Wissens das Wort ‚mies' nirgends."

Louis sprang auf und umarmte seine Mutter stürmisch.

„Mama, du bist einfach prächtig!"

In den müden Augen des Professors, der still der Debatte gefolgt war, leuchtete wenige kurze Augenblicke lang ein leidenschaftliches Feuer auf. Seine Blicke verweilten warm auf dieser Frau, um deretwillen es sich allein gelohnt hatte, zu leben. Schon als junges Mädchen hatte ihn ihr Männerverstand fasziniert. Und überdies war sie immer schön gewesen.

Sein Gesicht erlosch. Wieder überfiel ihn die stumme, rasende Wut über sich selber, daß er es nicht vermocht hatte, seinem Namen, den auch sie trug, unsterblichen Glanz zu geben.

Seine eingefallenen Wangen röteten sich. Seine verkrüppelten Hände krampften sich zusammen. Er sah zu seinem Sohn hin. „Hör zu, wenn ich mit dir spreche", fuhr er ihn an. „Was hältst du von deinem Freund Claude Davenne?"

Louis war die plötzlichen, ganz unmotivierten Wutausbrüche seines kranken Vaters gewohnt. So fragte er ruhig: „Als Mensch oder als ..."

„Als Mensch interessiert mich der Bursche nicht", knurrte der Professor. „Mich interessieren keine Menschen. Wie ist er als Arbeiter?"

„Blendend", antwortete Louis impulsiv.

„Blendend ohne zu blenden?"

„Ja, das könnte man von ihm sagen."

„So, du findest ihn gut. Professor Nagel findet ihn auch gut."

„Das ist das Neueste, was ich höre", rief Louis erstaunt. „Ich dachte, Nagel nähme es Davenne schwer krumm, weil er zu viel eigene Ideen hat."

„Unsinn", sagte der alte Bordage. „Das tut er nur Davenne gegenüber. Jeder Chef unterdrückt seinen Schüler. Nagel sagt, daß Davenne ihm in rund zwei Jahren nahezu ebenbürtig sein könne."

„Das ist ein großes Wort, Papa", sagte Louis, „von mir sagt das niemand. Darf ich es Claude unter der Hand weitersagen, Papa? Es wird ihn mächtig aufpulvern."

„Wieso? Braucht der Bursche das?"

Louis bebte innerlich, dann antwortete er: „Nun ja, Papa. Zur Zeit ist er ein bißchen aus dem Leim."

„Mädchen?"

„Das auch, Papa. Aber ..."

„Kennst du eine Studentin Denise Bray?"

„Sicher", murmelte der Professor, „wer kennt das hübsche Luder nicht. Die ganze Fakultät kennt sie. Als sie sich immatrikulieren ließ, war sie eine angenehme Person. Ihr habt sie verdorben."

Louis sah entsetzt auf.

„Bitte, Papa, sei nicht so spießig."

„Wenn ich euch alle so betrachte", sagte Bordage bösartig, „dann sehe ich nur einen verkommenen Haufen."

„Schön", erklärte Louis ergrimmt, „nehmen wir es an. Aber es ist gut, daß du nicht weißt, wofür wir alle dich halten."

Frau Bordage, die bisher unbewegt dem Gespräch gefolgt war, fuhr kerzengerade von ihrem Stuhl hoch, kam schnell und weich, wie eine Katze, zu ihrem Sohn. Faßte ihn mit einer Hand an den Revers und schlug ihm mit der anderen in das Gesicht. Dann drehte sie sich kurz um und verließ wortlos das Zimmer.

Auch Professor Bordage war aufgestanden. Seine verkrümmten Finger krallten sich in das Tischtuch.

„Ach so", sagte er halblaut. „So sieht es aus. Nun und? Wofür haltet ihr mich alle? Hoffentlich hast du den Mut, es mir zu sagen, du dreckiges Biest. Wofür hält Herr Bordage junior den Herrn Bordage senior. Sag es schon. Mach dein Maul auf! Als ob ich es nicht gewußt hätte, daß

Das köstliche Aroma ausgewählter Kaffeesorten in jeder Tasse Nescafe!

Je feiner und kostbarer die Kaffeebohne ist, um so mehr Behutsamkeit verlangt sie von den Menschen, die sie rösten, mischen und schließlich den Nescafe daraus entstehen lassen: eine Kunst der Verwandlung. Hitzegrad und Dauer des Röstvorgangs entscheiden über die Entwicklung des Aromas, und das Mischungsverhältnis der einzelnen Sorten untereinander bestimmt den Geschmack des Kaffees in Ihrer Tasse. Ein reiches Maß an Erfahrung, liebevolle Sorgfalt und eine hohe Kultur des Geschmacks wachen über jeden einzelnen Herstellungsvorgang, so daß Nescafe immer gleich gut schmeckt — Tasse für Tasse. Nescafe gelingt immer, ganz gleich wo Sie ihn gerade genießen wollen, ganz gleich zu welcher Tageszeit; immer erhöht er das Wohlgefühl einer guten Stunde. Jetzt gibt es Nescafe in drei Sorten:

Für jeden Geschmack – für jedes Herz!

Nur der von Nestle hergestellte Bohnenkaffee-Extrakt darf das Warenzeichen Nescafe führen.

REINER BOHNENKAFFEE-EXTRAKT ✓ Nescafe, der meistgetrunkene Kaffee-Extrakt der Welt.

Auch weißes Haar kann schmeicheln!

Es wirkt damenhaft und sehr gepflegt, Ihr weißes Haar, wenn es gleichmäßig silberglänzend ist. POLYCOLOR hat zu seiner Pflege die Nuance „Silberweiß" herausgebracht. Wie bei jeder Waschtönung ist lediglich eine Haarwäsche mit POLYCOLOR Creme-Shampoo-Pastell in dieser Nuance notwendig. Während dieser Kopfwäsche wird Ihr Haar gereinigt, gepflegt und zugleich silberweiß getönt (nicht gefärbt). Die Behandlung ist einfach, braucht nicht viel Zeit, Sie können sie gut selbst vornehmen. Die Pflege Ihres zarten, weißen Haares braucht Ihnen keine Sorge mehr zu machen, denn auch hier ist die Waschtönung ein ideales Schönheitsmittel.

Das echte Make-up für Ihr Haar!

Tube für zwei Waschtönungen DM 1.20

Kostenloser POLYCOLOR-Haar-Beratungsdienst! Machen Sie bitte Ihre Angaben auf einer Postkarte und schicken Sie diese an die **TheraChemie Abt.P200, Düsseldorf.** Jetzige Haarfarbe? - Gewünschte Nuancierung? - Sind Sie zur Zeit: nicht ergraut, leicht ergraut, mittel ergraut, stark ergraut? Sie erhalten zugleich kostenlos eine Probetube und das neue POLYCOLOR-Büchlein • POLYCOLOR-Dienst auch in Oesterreich - Saarland - Schweiz - Italien - Belgien - Luxemburg - Holland - Skandinavische Staaten

„du nur darauf wartest, bis ich krepiert bin und du freie Bahn hast."

Louis klammerte sich an die Stuhllehne. Er war leichenblaß. Er war sich bewußt, daß er sich zu einer Todsünde hatte hinreißen lassen. Eine Sünde, die kein Priester vergeben konnte und die niemals zu sühnen war.

„Papa!"

Der Professor winkte erbittert ab. Er ging langsam zum Fenster, riß den Vorhang mit einem Ruck zur Seite und starrte hinunter auf die Straße.

Dann fragte er, ohne sich dabei umzusehen, völlig ruhig: „Dieser Davenne ist also ein guter Arzt, meinst du."

Louis zwang sich, auf den sachlichen Ton einzugehen.

„Ja, er ist ein guter Arzt und doch wieder nicht. Er ist zu sentimental. Das Mitleid mit seinen Patienten wird ihn zu größeren Dingen immer unfähig machen. Aber wenn du nur daran denkst, ihn in dein Labor als Assistenten zu nehmen ..."

„Zu größeren Dingen unfähig", wiederholte der Professor, „aus Mitleid unfähig, aha."

Die beiden schwiegen. Louis zerrte sich das Taschentuch heraus und fuhr sich über die Stirn. Ihm war glühend heiß. Wie hatte er sich nur hinreißen lassen können ...

„Also zu viel Mitleid hat der Bursche", sprach Bordage zum Fenster hinaus. „Welche Perversität! Darüber kannst du wohl kaum klagen, wie? Mitleid?"

Louis biß sich auf die Lippen.

Lange durfte diese Unterredung nicht mehr dauern. Er fühlte, daß ihm Tränen in die Augen zu steigen begannen. Die Ohrfeige seiner Mutter bedeutete nichts. Aber daß er sich an seinem Vater vergangen hatte ...

„Wie steht es mit den Finanzen des Davenne?" fragte Bordage mit immer gleichbleibendem sachlichem Ton.

„Schlecht", anwortete Louis wie im Traum. „Er schreibt für 300 Dollar die Doktorarbeit für einen anderen."

„Sehr gut", murmelte der Professor, „also braucht er Geld. In meinem Labor kann er sich Geld verdienen. Sag ihm das. Frag ihn. Daß er so altmodisch ist und mit seinen Patienten Mitleid hat, stört mich nicht."

„Papa", begann Louis, „sieh mal ..."

Bordage drehte sich langsam um.

„Louis. Kein Wort. Ich habe dir nur noch etwas Persönliches zu sagen. Deine Mama liebt zwar das Wörtchen ‚mies' nicht, aber auf dich paßt es. Du bist ein ganz mieser Charakter. Sei ruhig. Unterbrich mich nicht. Ich wollte dir noch folgendes sagen: Du hättest mir als einem Hochschullehrer der medizinischen Fakultät niemals sagen dürfen, daß einer meiner Studenten für einen anderen die Doktorarbeit macht. Du bist ein Verräter. Ein mieser Verräter."

Louis schwieg.

Was war da noch zu sagen. Nichts.

Seine Gedanken hämmerten auf ihn ein. Warum haßt er mich eigentlich in letzter Zeit, grübelte er.

Der Professor kam langsam auf ihn zu. Dicht vor ihm blieb er stehen und starrte ihm ins Gesicht.

„Deine Mama hat eine ganz gute Wucht in der Hand, wie? Sehr gerötete Backe. Tu nichts dagegen. Betrachte dich heute noch öfters im Spiegel. Na ja ..."

Der Alte fingerte in einer Westentasche. Er brachte eine Ampulle zum Vorschein. Die drückte er Louis in die Hand. Dann verzogen sich seine Züge zu einem bösen Lächeln.

„Hier, nimm das. Und besuch mich heute nacht. Ich werde ein Schlafmittel nehmen und schlafen. Du wirst mir eine Spritze geben. Eine Spritze aus dieser Ampulle. Du füllst die ganze Ampulle hinein. Frage nichts. Tu es. Es ist die einzige und letzte Gelegenheit, zwischen uns beiden alles gutzumachen. Und du sprichst mit niemand darüber. Ja oder nein?"

Louis stand erstarrt.

„Du brauchst gar nichts zu antworten", flüsterte sein Vater. „Du wirst es tun. Heute nacht. Während ich schlafe. Etwa zwischen zwei und vier."

„Papa", flüsterte Louis außer sich zurück, „wenn du ... Ich meine ... Das kannst du nicht von mir ... Wenn du ... Wenn es zu schwer ist ... Die Schmerzen ... Ich verstünde es ... völlig ... Aber dann ... dann müßtest du es selber tun."

Sein Vater lächelte ihn freundlich an.

„O nein", antwortete er ruhig, „das steht dir zu. Aus Mitleid, Louis. Du tust es aus Mitleid, Sohn, vergiß das niemals."

Bordage verließ langsam den Raum.

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

Ich kann alles essen!

„Früher konnte ich nur Haferflocken, Nudeln und Brei essen; heute aber wieder Äpfel, Brötchen und Fleisch. Dies verdanke ich Ihrer Kukident-Haft-Creme, mit der ich sehr zufrieden bin. Morgens betupfe ich meine beiden Vollprothesen mit Kukident-Haft-Creme und habe dann den ganzen Tag über absolut festsitzende Prothesen. Jeder Zahnprothesenträger wird Ihnen für diese großartige Erfindung dankbar sein."

So schreiben uns viele Zahnprothesenträger

Haben Sie Sorgen und Ärger mit ihrem künstlichen Gebiß? Wackelt es beim Sprechen oder rutscht es beim Essen? Dann wird Ihnen die Kukident-Haft-Creme schnelle Hilfe bringen.
Eine große Tube kostet 1,80 DM, eine Probetube 1 DM. Kukident-Haft-Pulver in der praktischen Blechstreudose erhalten Sie überall für 1,50 DM.
Kukirol-Fabrik, Weinheim (Bergstr.)

Wer es kennt - nimmt *Kukident*

Gehen mit Komfort

12 000 Schritte geht der Mensch im Durchschnitt täglich. Ist es da nicht wichtig, Ihren Füßen, die so beansprucht werden, alle Erleichterungen zu bieten? Auf BAMA-Molli im Schuh gehen Sie leichter. Ihre Füße bleiben zudem stets so mollig warm.

Erhältlich für DM 1,25 in den Schuhgeschäften und im Lederhandel

Leserbriefe

Mörderische Sparsamkeit

Zu Ihrer Reportage „Mörderische Sparsamkeit" (Stern Nr. 40): Bei der Deutschen Bundesbahn besteht zur Zeit ein Mangel an Schrankenwärtern. Deshalb lag es im dienstlichen Interesse, auch Metternich, der sich selbst um einen Posten im Schrankenwärterdienst beworben hatte, in diesem Dienstzweig zu halten und unter Berücksichtigung seiner Beinverletzung auf einem ihm zusagenden Posten unterzubringen. Wenn also auf Grund des herrschenden Mangels an Schrankenwärtern ein in diesem Dienstzweig beschäftigter Schwerbeschädigter auf seinen persönlichen Wunsch auf einen anderen Schrankenposten umgesetzt wird, kann nicht von einer „Sparsamkeit" der Bundesbahn gesprochen werden, deren Ergebnis die fünf Opfer dieses Unfalles gewesen sein sollen.

Frankfurt a. M. **Deutsche Bundesbahn**

Was kostet ein Mensch?

Ich möchte Ihnen heute zur Leserzuschrift des Herrn Hans Schlörndorff wegen „Sparsamkeit oder Ethik" in Heft 43 einige Zeilen senden: „Selbst eine Bundesbahnlokomotive für 50 000 Mark ist es nicht wert, daß ein Mensch es als seine selbstverständliche Pflicht ansieht, sein Leben für ihre Bergung einzusetzen. Herr Major a. D. Schlörndorff weiß anscheinend noch immer nicht, daß kein Material so wertvoll ist, als daß man zu seiner Erhaltung sein Leben einsetzen müßte. Ganz anders hätte der Fall natürlich gelegen, wenn bei dem Brand Menschen in Gefahr gewesen wären, dann hätte das Wort von der selbstverständlichen Pflicht gepaßt. Wenn der Schweißer Reil trotzdem unter Lebensgefahr die Lokomotive gerettet hat, so ist ihm diese Tat nicht hoch genug anzurechnen. Ganze 150 Mark hat er bekommen, es ist beschämend für die Buba."

Essen **Wolfram Trümpelmann**
Leutnant und Spätheimkehrer a. D.

*

Der im Stern Nr. 42 geschilderte Fall des Schweißers Josef Reil sowie die Zuschrift des Majors a. D. Schlörndorff aus Wolsburg veranlaßten mich zu der folgenden Stellungnahme im Rahmen der Leserbriefe: Aus der diesen Fall betreffenden Zuschrift des Majors a. D. Schlörndorff ist nur eines richtig, nämlich daß Reil keinen Rechtsanspruch auf eine Belohnung hat. Leider! Wenn dem einstigen Herrn Major die Moral des Sternberichtes nicht verständlich ist, so kann ihm bedauerlicherweise nicht geholfen werden. Verfolgt man jedoch seine Zeilen weiter, so verliert der aufgeschlossene Leser die Fassung und kommt schließlich zu dem Entschluß, daß Herr Major die letzten zwei Jahrzehnte offenbar verschlafen hat und nun den Unterschied zwischen Krieg und Frieden nicht mehr beurteilen kann.

Berlin **Karl Pötschke**

Hitlerlakaien

Ihre Entscheidung, die „Erinnerungen" des durch die Moskaureise des Bundeskanzlers freigewordenen Hitlerlakaien Heinz Linge nicht anzukaufen und zu veröffentlichen, dafür aber einen Betrag von 20 000 DM dem angedeuteten wohltätigen Zweck zuzuführen, ist zu begrüßen. Gewiß wird Hitlers Kammerbursche einer sensationslüsternen Presse politische und militärische Perversitäten aus den letzten Tagen dieses böhmischen Strolches zu sagen haben, jedoch wird die Geschmacklosigkeit des Beginnens durch eine Honorarüberforderung nur noch gesteigert. Es ist ein Trost für uns, daß nach nationalsozialistischer Version ein Tyrann von der Größe Hitlers nur einmal in 1000 Jahren geboren wird. Wir haben also vorläufig Ruhe vor derartigen „Vorsehungsgeschenken" und wünschen darin auch nicht durch geschmacklose Schilderungen aus dem Leben, Wirken und Ende des Abgeschüttelten gestört zu werden.

Düren/Rhld. **Hans Krumbach**

*

Ich habe ein dringendes Bedürfnis, mal mitzumeckern. Es handelt sich um Ihren Leibdiener des Führers (Stern Nr. 44). Ich bin in jeder Hinsicht Ihrer Ansicht: Der Führer ist tot, und auch wenn Sie wollten, könnten Sie ihn nicht wieder lebendig machen. Das ist bis zu einem gewissen Grade sein Glück. Die Geschäftemacherei des Onkels des Herrn Leibdieners sind zugegebenermaßen ekelhaft, aber sie sind gerade in dem Land, welches die Monopolrechte der Demokratie besitzt, an der Tagesordnung, und man würde sich dort wohl nur wundern, wenn es anders wäre. Linges Erinnerungen erscheinen hier im „Messaggero", und ich muß sagen, der Mann gefällt mir. Er läßt das Bild des Führers in etwas anderem Lichte erscheinen, als diejenigen es zeichneten, die beweisen wollten, daß sie schon immer dagegen waren. Aus diesem einzigen Grunde heraus wäre es vielleicht nicht unangebracht, Linges teure Erinnerungen auch dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Der wahre demokratische Leser möchte das Recht haben, sich nicht nur über 08/15 ärgern zu dürfen, sondern auch mal über die fluchwürdige Gegenseite.

Roma **Hans von Derp**

Selbsthilfe

In Baden-Baden haben sich die aus ihren Wohnungen verdrängten Bürger selbst geholfen — mit Unterstützung ihres Oberbürgermeisters. In Ihrer Nummer 45 haben Sie mit wünschenswerter Deutlichkeit darüber berichtet. Hier in Koblenz sind die Verhältnisse nicht besser. Noch immer sind 34 Einfamilienhäuser und 6 Villen mit 16 Wohnungen, außerdem weitere 199 Wohnungen in Mietshäusern für französische Militärs beschlagnahmt. Das Groteske ist: zahlreiche Soldaten wurden nach Afrika versetzt, aber ihre Familien, zum Teil einschließlich Groß- und Schwiegereltern, wohnen nach wie vor in unseren Wohnungen.

Koblenz **Friedrich Wende**

Hundemord

Sie brachten in Ihrer Nummer 22, Anfang Juni, einen Bildbericht „Der Hundemord von Hohenholz", worin Sie die gewerbliche Gewinnung von Hundefett durch den Maurer und Hausschlächter Hermann Leiding anprangerten. Nach diesem Bericht sagte Leiding: „Rund 30 DM zahlt die pharmazeutische Industrie für ein Kilo Hundefett." Es ist uns kein Werk der deutschen pharmazeutischen Industrie bekannt, das Hundefett aufkauft und verarbeitet. Die pharmazeutische Industrie lehnt ebenfalls das Hundeschlachten und jegliche Gewinnung von Hundefett ab.

Frankfurt a. M. **Bundesverband der Pharmazeutischen Industrie e. V.**

Ein Duft exotischer Gestade:

Die Curaçao-Tangerine ist eine auf den Antillen beheimatete Citrus-Frucht, die sich durch den intensiv aromaschweren Duft auszeichnet, den ihre Schale ausströmt. Ihm verdankt Bols Curaçao Triple Sec sein einmaliges Bouquet: er wird – heute wie einst – „über die frischen Schalen der Curaçao-Tangerine“ destilliert, nach dem altüberlieferten Rezept, das diesen großen Likör weltberühmt machte.

BOLS
CURAÇAO TRIPLE SEC

Haben Sie Freunde im Ausland? Unser GloBOLService ist ein weltweiter Geschenkdienst für Bols-Sendungen ins Ausland, zahlbar in DM, ohne Zollgebühr. Fordern Sie bitte Sonderprospekt an durch: ERVEN LUCAS BOLS NEUSS-RH

W 04165

(FORTSETZUNG VON SEITE 15)

steht Mara. Aber sie baut auf das Generalsehrenwort. Sie glaubt fest, daß es nach Hause geht, als sie im Auto über den Postplatz rollt.

Es geht ins Gefängnis zum Münchner Platz. Es geht in eine eiskalte Zelle, durch deren schmales, zerbrochenes Fenster der Januarwind des Jahres 1947 weht.

Aufrecht muß sie in dieser Zelle auf dem Schemel sitzen. Anlehnen ist verboten. Die Wachen kontrollieren scharf. Jeden Nachmittag wird sie zum Verhör geholt. Immer dann, wenn die Suppe aus Kohlstrünken und undefinierbarer Flüssigkeit ausgegeben wird. Nachts, wenn sie wieder in ihrer Zelle ist, fällt Mara zitternd vor Erschöpfung und Hunger über das eiskalte, stinkende Zeug her. Soweit ist sie schon nach wenigen Wochen.

Der verhörende Offizier trieft vor Sanftmut. „Nun, Mara“, säuselt er, „immer fragen deine Kollegen vom Centraltheater nach dir. Soll ich ihnen einen Gruß bestellen?“

Wochen, Monate vergehen so. Mara wird immer apathischer und kraftloser. Sie hat Hungerödeme. Nur mit Mühe kann sie gehen.

Einmal ballt sich der Rest ihrer Kraft zu einem gräßlichen Schrei. Sie sieht ihre Mutter. Ausgemergelt und zerfallen wird sie über den Zellengang geführt. Von da an sieht sie ihre Mutter täglich. Jeden Tag um dieselbe Zeit. Und jeden Tag wird die Mutter ausgemergelter, kleiner, durchsichtiger. Dann kommt sie gar nicht mehr. Mara fleht die Wachen an: was ist mit ihr? Die Wachen zucken die Achseln und wenden sich ab.

Mara kann nicht mehr. Sie will auch nicht mehr. Sie will nur noch so schnell wie möglich ein Ende machen. Der Gedanke an den Tod beherrscht sie Tag und Nacht. Einmal hat sie Glück. Sie erwischt eine Glasscherbe. Damit wird sie sich die Pulsadern öffnen. Diese Nacht noch. Am späten Abend geht ihre Zellentür. Mara liegt wie gelähmt. Der Kalfaktor streicht ihr sanft und wortlos übers Haar, nimmt ihr die Scherbe aus den Händen, steckt sie in die Tasche und verschwindet.

Am anderen Tag wirft derselbe Kalfaktor ihr ein großes Stück gekochtes Fleisch und ein Messer in die Zelle.

Der Kalfaktor heißt Alex. Er ist ein junger Pole. Er hat schon bei den Nazis gesessen. Unauffällig stützt er Mara. Und die Gewißheit, daß jemand da ist, der helfen will, gibt Mara neuen Lebensmut. Niemand darf etwas davon merken. Darum sprechen die beiden auch nie miteinander.

Alex ist der gute Geist des Dresdener Gefängnisses. Auch der Koch ist nicht so böse, wie er sein sollte. Mara tut ihm leid in ihrem zerschlissenen Kleid, das wie ein Lumpen gürtellos um sie herumhängt. Er schenkt ihr ein abgelegtes grünes Männerhemd und ein paar abgewetzte Drillichhosen.

Im grünen Männerhemd und Drillichhosen, mit strähnigem Haar und leeren Augen, steht Mara eines Tages vor dem „Tribunal“. Die Verhandlung dauert zehn Minuten. Dann schnarrt der Dolmetscher. Mara hört: „25 Jahre Zwangsarbeit“.

Sie hört es, aber sie begreift es nicht.

Das geschieht im Frühjahr 1950.

Wenig später wird Mara nach Sachsenhausen gebracht. Sie ist schwerkrank und kommt gleich ins Hospital. Alle Ärzte bemühen sich um sie. Sie sehen: die Frau ist am Verhungern.

Im Krankensaal hängt ein Lautsprecher an der Wand. Aus diesem Lautsprecher dröhenen politische Vorträge, Nachrichten, Berichte über den volksdemokratischen Fortschritt an die Ohren der kranken, hoffnungslosen Frauen. Manchmal spuckt der Lautsprecher auch Musik. Einmal das Lied: „Es muß was Wunderbares sein, von dir geliebt zu werden ...“ Eine Männerstimme singt. Mara Jakisch erkennt diese Stimme gleich nach dem ersten Takt, denn der Mann, der jetzt beim „Demokratischen Rundfunk“ singt, heißt Erwin Hartung. Und dieser Erwin Hartung war einmal ihr Mann.

Es war eine nicht sehr glückliche Künstlerehe, die Anfang 1946 geschieden wurde. Mara würde kaum noch daran denken, wenn Götz nicht wäre. Der Junge ist jetzt elf Jahre alt. Wer sorgt für das Kind? Was geschieht mit dem Kind? Was wird aus dem Kind? Der Vater singt beim „Demokratischen Rundfunk“ und die Mutter fährt für fünfundzwanzig Jahre in ein sibirisches Straflager ... Kann ein elfjähriges Kind das begreifen?

Aus Sachsenhausen gehen die Transporte nach Sibirien ab. Tausend Männer knien eines Tages im Herbst auf dem Lagerhof zum Transportappell nieder. Neben den Männern knien vierunddreißig Frauen. Die

Wetten, dass.. Sie dies nicht können?

Knallen Sie neben dieser kleinen Schläferin eine Tür zu – sie schläft weiter. Sie aber wachen schon beim Tropfen einer Wasserleitung auf. Die vitale Kraft der Kleinkinder hängt vom hohen Lecithingehalt ihrer Organe ab. Glikin fand bei Kindern von 13½ Monaten fast 30% im Knochenmark. Bei Älteren sinkt der Lecithingehalt mehr und mehr ab. Schlaffähigkeit, Arbeitsfähigkeit, Reaktionsfähigkeit, Abwehrkraft hängen weitgehend vom Lecithingehalt der Körperorgane ab. Was man nervös nennt, ist biologisch gesehen meist Lecithinarmut ... Lecithinreichtum steigert die Gehirnleistung und bekämpft nervöse Störungen der Organe (Herz, Galle, Leber, Magen, Nieren). Nur reichliche Lecithingaben wirken (Koch 4-6 Gramm je Tag) ... Jede Einheit Dr. Buer's Reinlecithin (Cholin-Colamin-Konzentrat) enthält 1 Gramm biologisch hochwirksames Lecithin.

Lecithin der Lebensquell

Dr. Buer's Reinlecithin

Nährt Nerven Nachhaltig

Erhältl. in Apoth. u. Drog.

DURA SCHARF

Warum kann die dreifache Lebensdauer der DURASCHARF garantiert werden?

- Die DURASCHARF wird aus Original-Schwedenstahl in Uddeholm-Spezial-Legierung hergestellt.
- Während Normalstahl einen Chrom-Gehalt bis zu 0,5% aufweist, hat die Uddeholm-Spezial-Legierung einen Chrom-Gehalt von 14%.
- Die aus dieser Legierung hergestellte DURASCHARF ist nicht nur schnittig, sondern zugleich auch schnitthaltig.

Deshalb GARANTIE für DREI fache LEBENS DAUER

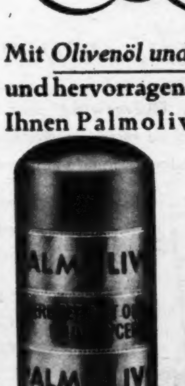
BLAU 10 Stück DM 1.50

ROSTFREI 10 Stück DM 2.00

W 05231

150 glatte und angenehme Rasuren für 1 DEUTSCHE MARK 1950

Mit *Olivenöl und Glycerin* hergestellt und hervorragend parfümiert, gewährt Ihnen Palmolive-Rasierseife eine langanhaltende, glatte und angenehme Rasur. Kaufen Sie sich Palmolive-Rasierseife, und überzeugen Sie sich selbst, daß Sie bei täglichem Rasieren 5 Monate mit einer Stange Palmolive-Rasierseife auskommen.



MIT DEM HANDLICHEN FUSS

HALT

allen Haarsorgen durch TRILYSIN

DAS WISSENSCHAFTLICHE HAARTONIKUM

schwerkranke ... die Zahl auch ... In vier Etap... Etappen der V... übersteht sie ... Ärztinnen sich ... auf die Beine ... Als sie im ... östlichen Sibi... stehen und ge... sie weiß es n... nicht recht be... tervolle Fahrt ... Kontinent den ... wachsen lasse... was wolle — ... zu erleben. D... braucht doch ... So ist das ... meterdicke B... Kälte verlade... gepeinigt von ... Feldern herun... ziehen. Und außerd... kann so sing... Baracken tre... Schwatzen ve... begeistert um... In Sibirien l... Elend versink... arbeitet sie ... selber. Sie ist ... für alle, die ...

Gab...

Ihr Mann ... gefangens... auf ihn. V... traut lebte... kleinen Töch... Zentrum der ... strie. Mutter, T... mit Schrecken... kaner, den ... Einmarsch de... SED-Staates. Eines Tage... kam dann de... gert, grau, stu... ten in einer v... form. Waldtr... pflegte ihn ge... und arbeitete...

8⅓

... S

schwerkranke Mara wird dazugelegt, damit die Zahl auch stimmt.

In vier Etappen geht die Fahrt. Es sind Etappen der Verzweiflung und Qual. Mara übersteht sie nur, weil russische Ärzte und Ärztinnen sich redlich bemühen, sie wieder auf die Beine zu bringen.

Als sie im Frühjahr 1951 in Taischet, im östlichen Sibirien landet, kann sie wieder stehen und gehen. Sie kann noch viel mehr, sie weiß es nur noch nicht. Es ist ihr noch nicht recht bewußt geworden, daß die martervolle Fahrt quer durch einen riesigen Kontinent den verbissenen Willen in ihr hat wachsen lassen, dieselbe Strecke — komme, was wolle — auch in umgekehrter Richtung zu erleben. Denn Götz wartet, der Junge braucht doch seine Mutter...

So ist das mit diesem Willen. Mara kann meterdicke Baumstämme bei vierzig Grad Kälte verladen, sie kann bei 30 Grad Hitze, gepeinigt von sibirischen Stechmücken, auf Feldern herumkriechen und Pflanzen verziehen.

Und außerdem kann sie noch singen. Sie kann so singen, daß die Männer vor die Baracken treten, daß die Konvois das Schwatzen vergessen, daß die Frauen sie begeistert umdrängen.

In Sibirien läßt sich Mara nicht im eigenen Elend versinken. Wenn die Norm erfüllt ist, arbeitet sie hart und verbissen an sich selber. Sie ist der Motor der guten Laune für alle, die sie umgeben. Sie singt und lacht, auch wenn ihr hundeelend zumute ist. Sie will am Leben bleiben, sie will durchkommen, sie will sich erhalten — für ihren Götz, für den Jungen, der doch noch eine Mutter braucht. An diesen Gedanken, an diese Hoffnung klammert sie sich. Und die Wochen, Monate und Jahre vergehen.

Im Oktober 1955 ist es dann soweit. Das Lager wird aufgelöst, ein Transportzug steht auf dem Bahnhof, und dann fahren sie tagelang immer in Richtung Westen. In Friedland warten Tausende auf den Transport, Väter, Mütter, Kinder stehen hier.

Aber Götz ist nicht dabei. Auf Mara Jakisch wartet niemand. Sie denkt: sicher konnte er nicht kommen, vielleicht weiß er gar nicht, daß seine Mutter nicht mehr in Sibirien ist...

Im Müttergenesungsheim des Roten Kreuzes in Einbeck erfährt sie, daß Götz nicht kommen wollte. Verwandte aus Berlin schreiben ihr, daß ihr Götz in der Ostzone lebt, daß sie in den Augen ihres Sohnes eine „Spionin" ist, eine Gegnerin des volksdemokratischen Fortschritts... Denn er ist jetzt sechzehn Jahre alt, und seit er denken kann, hat er nichts anderes gehört.

Aber Mara Jakisch hat Geduld. In den Zuchthäusern der DDR und in den Straflagern Sibiriens hat sie das Warten erlernt. Sie weiß, eines Tages wird sie ihren Sohn doch sehen dürfen... Vielleicht schon zu Weihnachten.

Gabriela sprach nur noch Russisch

Ihr Mann war in sowjetischer Kriegsgefangenschaft, und Waldtraut wartete auf ihn. Viereinhalb Jahre lang. Waldtraut lebte mit ihrer Mutter und ihrem kleinen Töchterchen in Sonneberg, dem Zentrum der thüringischen Spielwarenindustrie. Mutter, Tochter und Enkelkind erlebten mit Schrecken den Einmarsch der Amerikaner, den Abzug der Amerikaner, den Einmarsch der Russen und die Bildung des SED-Staates.

Eines Tages, nach viereinhalb Jahren, kam dann der Mann nach Hause: abgemagert, grau, stumpf. Haut und Knochen steckten in einer verschlissenen Wehrmachtsuniform. Waldtraut nahm ihn liebevoll auf, pflegte ihn gesund, bereitete ihm ein Heim und arbeitete in einer Fabrik, um die kleine Familie über Wasser zu halten.

Als aus dem Mann wieder ein Mensch geworden war, sah er sich nach Arbeit um. Was er sah, was sich ihm bot, erinnerte ihn bedrückend an das, was er als Kriegsgefangener in der Sowjetunion zu sehen bekommen hatte. Und weil er das nicht ertragen konnte, ging er nachts über die Zonengrenze und gründete sich in der Bundesrepublik eine neue Existenz. Seine Frau und die kleine Tochter sollten bald nachkommen. Waldtraut schrieb: „Bald sind wir zu viert..." — denn sie erwartete ein zweites Kind und war sehr glücklich.

Das war im Mai 1951. Im Juli 1951 wurde sie verhaftet — weil sie angeblich ihren Mann im Westen heimlich besucht hatte, weil sie Produktionsgeheimnisse des Betriebes, in dem sie arbeitete, verraten haben soll, weil ihre beste Freundin sie denunziert hatte...

Anfang September 1951 wird Waldtraut, nun schon ein Vierteljahr in Haft, in eine Einzelzelle gebracht. Man schleppt sie von Verhör zu Verhör, man redet ihr zu, man droht, man sucht sie zu erpressen, um endlich ein Geständnis von ihr zu haben. Waldtraut gesteht aber nichts und erhält an Stelle der an sich verwirkten Todesstrafe „gnadenhalber" 25 Jahre Straflager zudiktiert. Das noch nicht geborene Kind hat ihr Leben gerettet...

Ende September 1951 sitzt Waldtraut in einer Einzelzelle des Frauengefängnisses

„Matka" *sagt die kleine Gabriela heute noch, wenn sie nach ihrer Mutter ruft. Eine neue, verheißungsvolle Welt tat sich dem Kind, das nur Russisch kann, nach der Heimkehr in Westdeutschland auf*

von Brest-Litowsk. Ihr ganzer Lebenswille und ihre Aufmerksamkeit richten sich auf das keimende Leben in ihrem Leib. Mit ganzer Seele bereitet sich der Häftling Waldtraut auf die Stunde der Geburt vor. Denn andere Mittel der Vorbereitung hat sie nicht. Borscht und Kascha — Kohlsuppe und Grütze — ist die monotone Gefängniskost der werdenden Mutter. Hin und wieder kommt eine russische Ärztin in die Zelle, betrachtet die junge Frau schweigend und geht wieder ohne ein Wort.

Die Einsamkeit in der Zelle wird immer bedrückender. Die junge Frau wird in diesen Tagen fast wahnsinnig vor Angst. Sie fühlt ihre schwere Stunde herannahen, schreit und trommelt gegen die Zellentür. Endlich erscheint die Ärztin ... betastet den Leib des Sträflings — und geht wieder.

Allein und verlassen bringt Waldtraut in der Gefängniszelle ihr Töchterchen Gabriela zur Welt. Die Hebamme kommt vierundzwanzig Stunden später. Endlich gibt man der jungen Mutter etwas Zusatzkost: ein Glas Milch, fünf Kartoffeln, ein Fetzchen Fleisch. Und für das Kind fünf Lappen, die als Windeln dienen müssen. Sogar ein Kinderbett wird in die Zelle geschoben. Nachdem aber die kleine Gabriela in der ersten Nacht ihres Lebens von Wanzen zerstochen wird, nimmt die Mutter sie künftig wieder zu sich unter die Decke. Eine Waschschüssel gibt es in der Zelle nicht — nur einen einfachen Wasserkrug mit kaltem Wasser. Es gibt keine Kinderseife und kein Puder. Die kleine Gabriela lernt vom ersten Tage an das Leben nur von der dunkelsten Seite kennen. Zehn Tage noch in der Einzelzelle. Dann die nächste Station des grenzenlosen Leidensweges dieser Frau: die Mütterkammer des Gefängnisses. Ein großer kalter Saal, in dem vierzig Mütter mit ihren kleinen Kindern hausen. Teils „politische" Häftlinge, teils kriminelle Verbrecherinnen.

Als Gabriela einen Monat alt ist, wird der Sträfling Waldtraut zur Mütterkolonne 39 an der sibirischen Bahn in Taischet verlegt. Das ist eine unheimliche und seltsame Lebensform, diese Mütterkolonne, die dort mitten in der endlosen Taiga Sibiriens untergebracht ist. Vierhundert Frauen aus aller Herren Ländern, aus China, Deutschland, Lettland und Rumänien und den Staaten der Sowjetunion sind dort untergebracht. Alle haben sie Kinder unter zwei Jahren. Aber die Kinder nimmt man ihnen ab und tut sie in ein Heim außerhalb der „Mütterzone". In der Mütterzone nämlich wird gearbeitet. Die Kolonie muß sich selbst erhalten, und so bauen die Mütter auf den Feldern Kartoffeln und Kohl. Fällen Bäume, sägen Holz und haben die Norm zu erfüllen. Und alle drei Stunden müssen die Mütter, die noch stillen, hinüber in die Zone der Kinder und nähren ... wie dehnen sie diesen Zeitraum aus, wenn sie irgend können. Denn das sind die kurzen Zeiten, in denen ihr Kind ihnen ganz allein gehört, in denen sie es streicheln und liebkosen und ihm schüchterne Koseworte zuflüstern können ... !

Aber die Müttersprache ist verboten. Es gibt nur die allgewaltige Amtssprache, die Sprache des Staates und des Politoffiziers — russisch. Gabriela, das deutsche Kind eines deutschen Vaters und einer deutschen Mutter, muß vier Jahre alt werden, ehe es erstmals deutsche Laute hören darf. Bis dahin muß ihr die Mutter unbeholfene russische Koseworte zuflüstern ...

„Bei allem Leiden und aller schweren Arbeit", gesteht die Heimkehrerin Waldtraut, „waren die zwei Jahre in der Mütterkolonne von Taichet die schönsten. Dann kam jener Augenblick, den wir Mütter alle entsetzlich fürchteten und der doch nicht zu umgehen war: unsere Kinder wurden zwei Jahre alt. Und dann wurden sie uns fortgenommen. Sie wurden Staatseigentum. —

Noch heute zittere ich, wenn ich an jenen furchtbaren 9. Oktober 1953 denke, zwei Tage vor Gabrielas zweiten Geburtstag. Acht Mütter werden zum Chef des Regimelagers gerufen und erfahren mit dürren Worten, daß sie ab sofort keinen Anspruch auf ihre Kinder mehr haben sollten. Die Kleinen würden in eine „Mamka", ein staatliches Kinderheim, gebracht werden ...

Am Nachmittag dieses kalten Oktobertages — es liegt schon Schnee in der Taiga — packt man acht vermummte Bündel auf einen Panjeschlitten. Die Kinder wimmern und weinen, sie spüren, daß man sie ihren Müttern fortnehmen will, und die letzten Worte, die Waldtraut aus dem Munde ihres Töchterchens hört, lauten: „Mama, ninada ... wasmi ... minja!" Mama, hol mich, nimm mich zu dir.

Und dann ruckt der Schlitten an und entführt die traurige Fracht in eine „Mamka" an der mongolischen Grenze. Die Mutter der kleinen Gabriela kommt ins Arbeitslager Newiskaja — 1200 Kilometer von ihrem Kinde entfernt.

Einmal im Monat darf Waldtraut eine Postkarte schreiben und sich in der „Mamka" nach dem Befinden Gabrielas erkundigen. Hin und wieder kommt sogar eine Antwort. Eine unpersönliche kalte Antwort: „Das Kind ißt, spielt und ist gesund." Das ist alles.

Einmal bestellt sich Waldtraut für fünfzehn Rubel ein Bild ihres Kindes. Als sie aber dann das flaue Foto ihres Kindes in den Händen hat — eines kahlgeschorenen Kindes mit Greisenaugen und eingefallenen Wangen — da bricht sie zusammen vor Verzweiflung.

Eines Tages, auf einer Station der sibirischen Eisenbahn, mitten in der Nacht, sieht Waldtraut ihre Tochter wieder. Vier Jahre ist das Kind inzwischen geworden. Gabriela blickt die Mutter wie eine fremde Frau an. Es dauert Tage, ehe das erste scheue Lächeln über das kleine Kindergesicht gleitete, und der kleine Mund zum erstenmal Mama stammelt.

Und in Friedland warten Vater und Schwester auf Gabriela. ✶

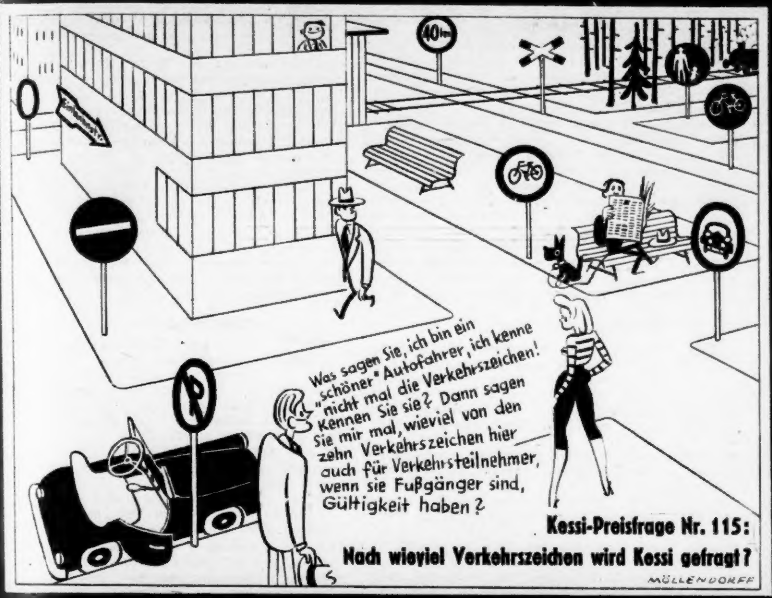
GEWINNE MIT *Kessi*

BEDINGUNGEN:

1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern.
2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse auf einer Postkarte an den Stern, Hamburg 1, Curienstr. 1. Fügen Sie den Vermerk „Kessi-Preisausschreiben Nr. 115" hinzu. Nicht oder ungenügend frankierte Einsendungen gehen zurück.
3. Einsendeschluß für das 115. Preisausschreiben ist der 17. November 1955. Maßgebend ist das Datum des Poststempels.
4. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost.
5. Das Preisgericht wird von der Chefredaktion und dem Verlag des Stern bestimmt. Die Entscheidung ist unanfechtbar. Jeder Einsender unterwirft sich mit seiner Teilnahme diesen Bedingungen.

1. PREIS 250,— DM

2. Preis 100,— DM 3. Preis 50,— DM
4.— 28. Preis je 1 Romankassette mit 6 Halbl.-Luxusbd.,
29.— 78. Preis je 1 Romankassette mit 3 Halbl.-Luxusbd.,
79.—178. Preis je 1 Romankassette mit 2 Halbl.-Luxusbd.



ERGEBNIS DES KESSI-PREISAUSSCHREIBENS Nr. 112

Mit Hilfe eines Spiegels, den man rechts neben den Brief halten mußte, konnte man die Schrift entziffern. Der Inhalt lautet: „Liebe Kessi, herzliche Grüße vom Seppel." Viele haben richtig geraten. Das Los entschied über die Verteilung der Preise.

Die glücklichen Gewinner sind:

1. Preis 250 DM: A. Boortmann, Bad Nauheim.
2. Preis 100 DM: M. Meyer, Ludwigshafen.
3. Preis 50 DM: G. Gaide, Hemeringen.

Die Preise werden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

Gut essen und doch leicht verdauen

dazu verhilft Ihnen

Bommerlunder

Man trinkt ihn **vor dem Bier**, um einer Erkältung des Magens vorzubeugen, **nach dem Essen** für die gute Verdauung

Gut-Schein

Nr. 89 022

Eine Überraschung für Sie!

Schreiben Sie Ihre Adresse auf den Zeitungsrand, senden Sie den Gutschein aufgeklebt oder im Umschlag an das Großversandhaus

KLINGEL · PFORZHEIM 22

Schone Dein Herz

Zirkulin Knoblauch-Perlen Extra stark
mit Allicin + Weißdorn + Mistel

ohne Geschmack – ohne Geruch; beugen vor gegen Kreislaufstörungen, Arterienverkalkung, hohen Blutdruck, Beschwerden d. Wechseljahre u. Verdauungsstörungen

Fordern Sie Proben in Apotheken und Drogerien oder von **ZIRKULIN Herdecke-Ruhr**

Was die Beiden wohl reden?

Bitte, Diskretion ist Ehrensache! Wollen Sie es wirklich erfahren? Gewiß nicht. Freuen wir uns darüber, daß es hier gelang, zwei Menschen in einer glücklichen Atmosphäre einzufangen.

Und - schauen Sie einmal genau hin: nicht zwei Menschen schlechthin, zwei gepflegte Menschen zeigt das Foto. Auf Gepflegtsein kommt es an, hier im Bild - und noch mehr im Leben!

Gepflegt sein heißt überlegen sein. Gepflegte Menschen gewinnen, weil Gepflegtsein Sicherheit und Selbstvertrauen gibt.

Und beim Haar fängt es an. Wie steht es mit Ihrem Haar? Sind Sie zufrieden? Gute Kleidung, blanke Schuhe und ungepflegtes Haar - einfach undenkbar!

Auch Ihr Haar braucht Pflege und Nahrung. Es dankt Ihnen durch schöneres Aussehen und besseren Sitz. Wer mit seinem Spiegelbild nicht restlos zufrieden ist, hat bestimmt noch nicht Diplona probiert.

Diplona verschönt gesundes Haar und bringt es in guter und haltbarer Form erst richtig zur Geltung. Schuppen, Kopfjucken und Haarausfall stoppt Diplona bald.

Diplona ist wirksam und sparsam zugleich. Wenige Tropfen täglich genügen, um Haar und Haarboden jene wichtigen Nährstoffe zuzuführen, die es nun einmal braucht.

Wichtig ist aber: sofort beginnen! Besorgen Sie sich noch heute Diplona, die wirksame Haarnährpflege. In allen Fachgeschäften zu 2,50, 4,— und 6,— DM und größer erhältlich.

Diplona-Haarextrakt - auch „mit Fett" für besonders trokkenes Haar und „Silber" für graues und weißes Haar. Verlangen Sie auch Diplona Frisiercreme „adrett" und Diplona Nähr-Shampoo

Diplona

die wirksame Haarnährpflege!

Die Sterne lügen nicht ...

DIE WOCHE VOM 13. BIS 19. NOVEMBER 1955

Die Spannungen der letzten Woche sind abgeklungen. Das Klima für die Aufnahme neuer Verhandlungen ist jedoch noch gleich ungünstig. Am 13./14. XI. könnte sogar wieder einmal laut die resignierte Feststellung getroffen werden, daß die politischen Gegensätze zwischen den großen Mächtegruppen unüberbrückbar seien. Am 15. XI. sieht sich Amerika vor eine schwierige Entscheidung gestellt. Innerpolitische Vorgänge in verschiedenen westlichen Ländern zielen auf eine grundlegende Umgestaltung des herrschenden Wirtschaftssystems. Alle Parteien sind jedoch darauf bedacht, sich von gewaltsamen Maßnahmen fernzuhalten.

STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Es besteht keinerlei Anlaß zur Beunruhigung. Sie werden im Gegenteil noch stärker herangezogen und eingeschaltet. Am 17./18. XI. wäre es angebracht, wenn Sie Ihrerseits zu erkennen gäben, daß Sie mitmachen wollen.

1.—9. Januar Geborene: In diesen Tagen müßte es Ihnen nicht unmöglich sein, eine ärgerliche Sache aus der Welt zu schaffen. Vor Spekulationen sind Sie hoffentlich für einige Zeit gewarnt. Am 18./19. XI. macht Ihre Bestimmtheit Eindruck.

10.—20. Januar Geborene: Leider wird noch mancher Kampf auszufechten sein, ehe sich Ihre Gegner endgültig geschlagen geben. Der 13./14. XI. bringt starke Hilfen. Am 18./19. XI. ist dann der Erfolg sicher, wenn Sie raffiniert sind.

WASSERMANN

21.—29. Januar Geborene: Das Glück bedenkt Sie mit einigen kleineren Freundlichkeiten. In einer angenehmen Gesellschaft am 14./15. XI. können Sie für Sie wichtige Feststellungen treffen. Mit Ihren Mitteln müssen Sie in nächster Zeit etwas sparsamer umgehen.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: Private Dinge scheinen Sie jetzt stärker zu interessieren als berufliche Aufgaben. Es verleitet Sie hoffentlich nicht dazu, falsche Dispositionen zu treffen. Der 14. XI. ist wirtschaftlich ergiebig.

9.—18. Februar Geborene: Die Arbeit, die Sie leisten, findet zwar bei Fachleuten Anerkennung, aber Ihre Vorgesetzten scheinen sie nicht gebührend zu würdigen. Der 13./14. XI. belastet. Über den Verlauf des 16./17. XI. sind Sie glücklich.

FISCHE

19.—27. Februar Geborene: Die geschäftliche Konjunktur dauert an. Die Aussichten für eine Verbesserung Ihrer Stellung, für Erweiterung von Projekten und Vertragsabschlüssen sind ausgesprochen günstig: 12./13. und 17./18. XI. Leicht kritisch ist der 14./15. XI.

28. Februar bis 9. März Geborene: Über einen schlechten Geschäftsgang können Sie sich nun wahrhaftig nicht beklagen. Aber Sie können anscheinend nicht genug kriegen. Am 13./14. und 18./19. XI. erzielen Sie unverhältnismäßig leicht Gewinne.

10.—20. März Geborene: Für Ihre berufliche Position zeichnet sich eine zunehmende Festigung ab. Im Augenblick haben Sie vielleicht mehr Kredit als je zuvor. Bei der Erteilung von Aufträgen werden Sie bevorzugt bedacht: 18./19. XI.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Man läßt Sie wissen, daß man mit Ihnen einverstanden ist und darauf wartet, daß Sie kommen: 14./15. XI. Bei aller Freude darüber sollten Sie sich jedoch vorerst noch auf keinerlei Bindungen einlassen. Der 17./18. XI. enttäuscht Sie etwas.

31. März bis 9. April Geborene: Was sich in der letzten Woche ankündigte und was Sie kaum glauben konnten, geht unter Umständen jetzt schon in Erfüllung. Am 15./16. XI. macht Ihnen die Gegenseite ein erheblich verbessertes Angebot.

10.—20. April Geborene: Ihre Sache ist in den besten Händen. Es war gut, daß Sie die Erledigung einem anderen übertragen haben. Am 15./16. XI. geben die zuständigen Stellen eine Zusage, der 18./19. XI. bringt einen Stillstand.

STIER

21.—29. April Geborene: Wiederum bietet sich Ihnen eine Reihe schöner Gelegenheiten, etwas für die Verbesserung Ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse zu tun. Selbst bei der Regelung behördlicher Angelegenheiten haben Sie in dieser Woche Glück: 13. und 17./18. XI.

30. April bis 10. Mai Geborene: Geschäftlich läßt sich zur Zeit viel arrangieren. Der 13./14. XI. gibt Hinweise, wie Sie es anfangen sollten, um Ihren Vorsprung zu halten. Mit der Abrechnung am 18./19. XI. dürfen Sie zufrieden sein.

11.—21. Mai Geborene: Ob das Unternehmen, an dem Sie beteiligt sind, künftig noch annähernd soviel abwirft wie bisher, ist leider mehr als fraglich. Der 13./14. XI. führt es Ihnen vielleicht schon in aller Deutlichkeit vor Augen.

ZWILLINGE

22.—31. Mai Geborene: Auf die Dauer werden Sie sich an einer Entscheidung nicht vorbeidrücken können. Dazu sind die Konflikte zu schwerwiegend. Der 14./15. XI. könnte zu neuen Spannungen führen. Nehmen Sie besonders die Fragen des Zusammenlebens ernst.

1.—9. Juni Geborene: Durch Vermittlung konnten Sie anscheinend irgendwo einsteigen. Nun müssen Sie zeigen, was Sie können. Der 15./16. XI. ist in dieser Beziehung entscheidend wichtig. Ihr Herz scheint woanders zu sein.

10.—20. Juni Geborene: Sie haben prominente Leute auf Ihrer Seite. Am 15./16. XI. dürften Sie mit einer neuen Sache offiziell beginnen können. Die Meinungen darüber sind zwar nicht ungeteilt, aber Sie kommen schnell voran.

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Im Moment gibt es noch einige vielleicht recht schwierige Rechenaufgaben für Sie zu lösen. Aber da Sie wissen, wofür Sie die erhöhten Anstrengungen auf sich nehmen, werden Sie sich gewiß nicht sträuben wollen: 13. und 17./18. XI.

2.—11. Juli Geborene: Sie haben einen wertvollen Menschen für sich gewonnen. Durch ihn werden Sie künftig besser beraten sein als durch Ihre manchmal reichlich extravaganten Einfälle. Der 13./14. und 18./19. XI. schenken etwas.

12.—22. Juli Geborene: Vermeiden Sie sorgfältig, diejenigen, die Ihnen beigestanden haben, durch eine Unbedachtsamkeit bloßzustellen. Der 14./15. XI. könnte Komplikationen bringen. Am 18./19. XI. glückt vielleicht ein Schlager.

LÖWE

23. Juli bis 2. August Geborene: Man bringt jetzt geradezu erstaunlich viel Verständnis für Sie auf. Trotzdem sollten Sie sich am 14./15. XI. auf kein Risiko einlassen. Um mit Ihren Zukunftsprojekten hervorzutreten, wäre es entschieden verfrüht, wie der 19. XI. lehren könnte.

3.—12. August Geborene: Hoffentlich haben Sie nicht ein Tempo angeschlagen, das auf die Dauer durchzuhalten über Ihre Kräfte geht. Am 13. XI. bleiben Sie unter Umständen in Verzug, obwohl es sich im Grunde um eine einfache Aufgabe handelt.

13.—23. August Geborene: Für Sie besteht leider eine gewisse Gefahr, daß Sie sich verausgaben und dann vorübergehend recht verlassen dastehen. Nehmen Sie die Warnzeichen des 13./14. XI. ernst. Mit Tröstungen am 16. XI. ist wenig geholfen.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Obwohl persönlich manches nicht stimmt und alte Verwicklungen überraschend schnell durch neue abgelöst worden sind, lossen Sie sich nicht aufhalten. Am 13. und 17./18. XI. nehmen Sie alle Hürden und Hindernisse geradezu spielend.

3.—12. September Geborene: Es allen recht zu machen, ist für Sie im Augenblick wahrhaftig nicht einfach. Das Lob, das Sie am 13. XI. erhalten, wiegt jedoch alle Tadel auf, die Sie daneben zu hören bekommen. Der 17./18. XI. bevorzugt Sie.

13.—23. September Geborene: Sie werden es natürlich nicht gern hören, daß man Ihnen Lieblosigkeit nachsagt, aber der Vorwurf ist nur allzu berechtigt. Sie kommen geschäftlich gewiß nicht zu kurz, wenn Sie Ihre Mitmenschen besser bedenken.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Für Sie kündigen sich Aufstiegskonstellationen immer stärker an. In der Fachwelt genießen Sie den besten Ruf. Die Übereinstimmung der Interessen, die Sie am 14./15. XI. konstatieren, wird Ihr Herz besonders freuen.

3.—12. Oktober Geborene: Es besteht die beste Aussicht, daß Sie mit Ihren Werbungen oder Bewerbungen Erfolg haben. Am 15./16. XI. werden Sie keine Mühe haben, andere zu Ihren Ansichten zu bekehren. Der 18./19. XI. ist bewölkt.

13.—23. Oktober Geborene: Sie haben die richtige Wahl getroffen. Am 15./16. XI. wird der Verwirklichung eines Lieblingsplanes nichts mehr im Wege stehen. Der 18./19. XI. ist jedoch nur mit allergrößter Vorsicht zu genießen.

SKORPION

24. Okt. bis 1. November Geborene: Man scheint einzusehen, daß man in einer bestimmten Beziehung nichts mehr gegen Sie ausrichten kann, und läßt Sie in Frieden. Der 13. und 17./18. XI. versprechen Ihnen einen ungetrübten Genuß dessen, was endlich ganz errungen ist.

2.—11. November Geborene: Sollten Sie zum 13./14. XI. offiziell aufgefordert werden, so brauchen Sie mit Ihrer Meinung nicht hinterm Berg zu halten. Freilich müssen Sie es in einer Weise tun, die den Geschmack nicht verletzt.

12.—22. November Geborene: Ein Prozeß hat ungute Formen angenommen. Sie scheinen die Warnungen Ihrer Freunde in den Wind geschlagen zu haben. Am 13./14. XI. ist nun guter Rat teuer. Lediglich der 18./19. XI. verläuft freundlicher.

SCHÜTZE

23. Nov. bis 1. Dezember Geborene: Sie werden noch einige Umwege machen müssen, bis Sie den für Sie richtigen Platz gefunden haben. Am 14./15. XI. werden Sie jedenfalls einsehen, daß Sie die bisherige Form einer Zusammenarbeit aufgeben müssen.

2.—11. Dezember Geborene: Man redet Ihnen intensiv zu. Noch schwanken Sie zwar, aber es besteht kein Zweifel, daß Sie schon bald bedingungslos ja sagen. Am 15./16. XI. neigen Sie leider zu Unternehmungen, die ziemlich sinnlos sind.

12.—21. Dezember Geborene: Was Sie sich ausgedacht haben, wird sich genauso verwirklichen lassen. Am 15./16. XI. empfiehlt es sich, zur Vermeidung von Mißverständnissen und Verzögerungen eine eindeutige Erklärung abzugeben.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FUR NEUE ERDENBURGER
GEBOREN ZWISCHEN 13. UND 19. NOVEMBER 1955

Einen ungewöhnlichen Selbständigkeitsdrang verraten diese Kinder beinahe von Geburt an. Ihr Zielbewußtsein ist kaum weniger ausgeprägt. Unter Umständen hat es zuweilen den Anschein, als kennen sie Gefühle der Rücksichtnahme überhaupt nicht. Dieser Eindruck täuscht jedoch. Es liegt ihnen nur ganz und gar nicht, Gefühle zu zeigen. Öfter als einmal werden sie vielleicht sogar sehr darunter leiden, ohne es indes ändern zu können. Beruflich kann man sie sich einzig als Einzelgänger vorstellen. Privat gehört ein großer Familienkreis zu ihnen, ohne den ihnen das Dasein keine Anstrengung wert scheint. Was sie mit solcher Zähigkeit verfolgen, wollen sie nicht für sich, sondern für alle, die unter ihrem Schutz stehen. Die Mädchen haben zur Unterordnung kein großes Talent. Ihre persönliche Freiheit wird ihnen über alles gehen.

Jung **sein und jung bleiben** — wie verständlich ist dieser Wunsch jeder Frau. Und es ist heute nicht einmal schwer, ihn zu erfüllen. Eine vernünftige Lebensweise gehört dazu und — die regelmäßige Ernährung der Haut durch eine biologisch richtige Hautnahrung, die in das Zellgewebe eindringt und es elastisch erhält. Durch eine solche Behandlung bleibt die Haut stets weich und geschmeidig.

Eine böse Entdeckung im Spiegel: Krähenfüße! Sie sind ein sichtbarer Beweis dafür, daß in der Hautpflege etwas versäumt wurde. Doch noch ist es nicht zu spät! Das neue, lanolinhaltige LA-PLUS SCHÖNHEITSLIQUID vermag hier wirksame Abhilfe zu schaffen.

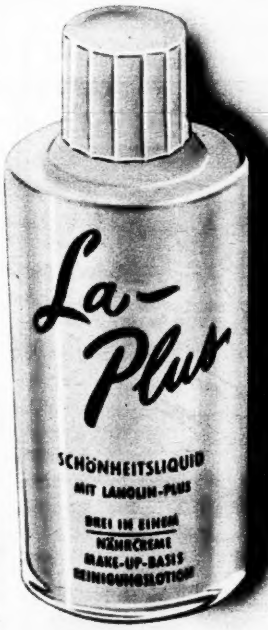
Das neue Kosmetikum - ein großer Erfolg!

Es gibt viele Schönheitsmittel. Aber kaum ein anderes kosmetisches Präparat hat sich so rasch herumgesprochen und so begeisterte Aufnahme gefunden wie

La-Plus

Nicht nur, weil es so preiswert ist und wirklich jeder Frau eine regelmäßige Schönheitspflege ermöglicht, sondern vor allem auch wegen seiner außergewöhnlichen Wirksamkeit!

Hier liegt auch das Geheimnis des Erfolges von LA-PLUS: Es ist eine neuartige Komposition auf der Basis von LANOLIN-PLUS, einem Lanolin, das nach einem Spezialverfahren in eine hochkonzentrierte Lösung mit großem Eindringungsvermögen verwandelt wurde. Die goldene Flüssigkeit wird von der Haut begierig aufgenommen. Sie erhält den Teint samtweich und gibt ihm jenen blütenhaft weichen Schimmer, der die gepflegte Frau so jung und begehrenswert erscheinen läßt.



Überzeugen Sie sich selbst! Sie werden feststellen: Nicht umsonst ist LA-PLUS ein Welterfolg beschieden!

Dr. CARL HAHN KG.
DÜSSELDORF

LA-PLUS SCHÖNHEITSLIQUID
ist zugleich Nährcreme, Make up Basis und Reinigungslotion. Und: es eignet sich sowohl für fettige als auch für trockene Haut.

Standardflasche .. 4,80 DM
Doppelflasche .... 8,40 DM

LA-PLUS REINIGUNGSMILCH
löst auch festhaftendes Make up völlig auf.

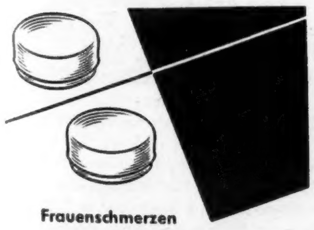
Große Flasche .... 4,80 DM

LA-PLUS HANDLOTION
pflegt die Hände, ohne zu fetten. Die kleine Handpumpe ermöglicht einen sparsamen Verbrauch.

Große Flasche .... 4,80 DM
hierzu Handpumpe 1,50 DM

Reinigen ... Nähren ... Schützen! Diese drei Grundforderungen der Kosmetik erfüllt LA-PLUS SCHÖNHEITSLIQUID. Als Reinigungslotion löst es Staub und Puder, als Nährcreme ist es die naturgemäße Hautnahrung, und tagsüber schützt LA-PLUS — hauchdünn aufgetragen — die Haut vor schädigenden Einwirkungen. Zugleich dient es als Make up-Unterlage. Und was besonders wichtig ist: durch seine universelle Anwendbarkeit ist es ungewöhnlich preiswert. Machen Sie einen Versuch! Verwöhnen Sie Ihre Haut mit LA-PLUS! Sie wird wunderbar blütenzart und samtweich.

6594



Frauenschmerzen
schwinden schnell ...

und mit ihnen Gereiztheit und Unlust - durch CAMELIDAL. Auch bei Kopf-, Zahn- und Nervenschmerzen hilft CAMELIDAL rasch und zuverlässig. CAMELIDAL ist in Ihrer Apotheke erhältlich.

Packung (6 Stück) 90 Pf.

Camelidal
bannt Frauenschmerzen

TEPPICHE GARDINEN BETTEN WÄSCHE

Daunendecke

mit guter, füllkräftiger Daune, erstklassige Verarbeitung, schöner Kunstseiden-Damast, 150/200 cm

Katalog gratis!

118.-

Nord SPEZIAL VERSAND
HAMBURG 36 - POSTFACH: 221

Die ersten Zähnchen
Ihres Kindes
kommen leicht und völlig beschwerdefrei bei Anwendung von
Dentinox
Millionenfach erprobt und bewährt, es verhütet und beseitigt rasch Schmerzen und Entzündungen. Eine wirkliche Hilfe für Mutter und Kind! Packung DM 1,95. (Auch in der Schweiz erhältlich.)

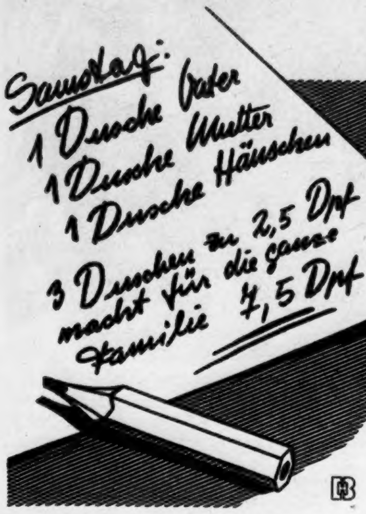
Bei Formverlust und Magerkeit
Ultraform

Das Einzige mit den groß. Goldmed. London u. Antwerpen ausgezeichnete weltbekannte **Original-Präparat** seit 20 Jahren! Das hervorragende **Spezial-Kosmetikum** zur Vollentw. u. Formenschönheit. Von viel. Ärzten des In- u. Auslandes empfohlen. Fragen Sie Ihren Arzt! Unzählige begeist. u. notariell beglaubigte Dankschreiben. Garant. unschädl. Pk. 4,50, Kur-Dopp. Pk. 7,50 u. Porto, vollkommen diskr. Versand. (angeb. ob Präp. V zur Vollentw. od. Präp. F zur Festig.) Illustr. Prosp. gratis, (für Ärzte Arzt-Literatur). Herstellung unter fachärztl. Kontrolle und unter Aufsicht unseres Dr. chem. **Vorsicht** vor Nachahmungen durch minderwertige Mittel. Achten Sie auf die Goldmed. u. genau auf den Namen Ultraform, nur echt vom

HYGIENA-INSTITUT · BERLIN W15/43

An jede Hand ein FISCHER-Band

Ausgerechnet...

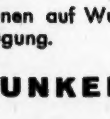


Das Ergebnis dieser Rechnung ist in der Tat erstaunlich: Ein Brausebad von drei Minuten Dauer kostet mit dem neuen JUNKERS-QUELL (bei einem Gaspreis z. B. von 20 Pf pro Kubikmeter) 2 ½ Pf. So vollkommen nützt JUNKERS-QUELL (Gasverbrauch nur 42 Liter pro Minute) die Vorzüge der Gasenergie aus!

Sparsam und zuverlässig liefert der neue JUNKERS-QUELL auch den Heißwasserbedarf des Haushalts. Beim Spülen, Händewaschen, Zähneputzen und Rasieren, bei der kleinen Wäsche und beim Kochen ist er stets gebrauchsbereit – man braucht nur aufzudrehen.

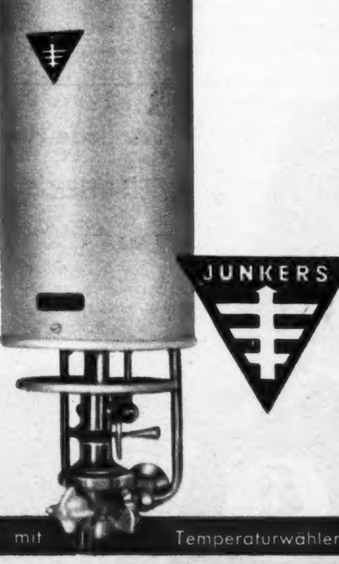
Mit der Neuheit – seinem Temperaturwähler – kann jeder gewünschte Wärmegrad (bis 65 Grad Celsius) eingestellt werden. Die gewählte Temperatur bleibt durch einen Wassermengenregler stets konstant.

Nur DM 133.– kostet JUNKERS-QUELL mit Temperaturwähler. Auf Wunsch Teilzahlung zu bequemen Bedingungen.



Unverbindliche Vorführung in Ihrem Installations-Fachgeschäft. Ausführlichen Prospekt stellen wir Ihnen auf Wunsch gerne zur Verfügung.

JUNKERS-QUELL



JUNKERS & CO GmbH Wernau a. N. 31

Das größere Wunder

Der Herr Religionslehrer erzählt den Kindern die Geschichte von Jonas und dem Walfisch. Sie macht den größten Eindruck, die ganze Klasse sitzt starr vor Staunen da. Der Herr Lehrer will diese Wirkung noch nachgenießen und fragt:

„Kann sich jemand ein größeres, ein herrlicheres Wunder denken?" ...

„Jawohl, Herr Lehrer!" schreit ein kleiner Junge und schüttelt die hochgehobene Hand, bis es im Gelenk knackt.

„Nun?" fragt ihn der Lehrer.

„Bitt' schön, wenn Jonas den Walfisch verschluckt!"

*

Tom war mit einem sehr schönen jungen Mädchen verlobt. Sie hatte eine Zwillingsschwester, die ihr völlig ähnlich sah. Die beiden kleideten sich gleich, sprachen gleich, bewegten sich gleich.

Da sagte ein Freund zu Tom: „Hör mal, ist es nicht furchtbar schwer, die eine von der andern zu unterscheiden?"

Da sagte Tom: „Ach — ich versuch es erst gar nicht ..."

*

„Nun, Jim", fragt der Bürgermeister einen alten Bekannten, „was hat euch denn wieder hierher geführt?"

„Zwei Policemen, Sir", war die ruhige Antwort.

„Betrunken, nehme ich an?" inquirierte der Bürgermeister weiter.

„Jawohl, Sir", sagte Jim ohne einen Muskel zu verziehen, „alle beide!" ...

*

Im Hafen von Southampton. Der Kanaldampfer Southampton-Dieppe ist auf dem Punkt abzufahren. Ungeduldig gehen die Passagiere auf dem Deck spazieren. Da bemerken einige von ihnen in der Ferne einen Radfahrer, der mit rasender Anstrengung die Pedale tritt, um den Dampfer noch zu erreichen.

Aber seine Chancen sind fast gleich Null: die Matrosen fassen bereits die Stegbrücken, um sie wegzuziehen.

Sieben verschiedene Wetten wurden abgeschlossen, und das ganze Schiff ist eine einzige Spannung: wird er's noch schaffen? Man hört nichts wie Ausrufe: „Schneller!" „Ausgeschlossen!" „Er schafft es!" „Verloren!" „Er kommt an!" „Pedal!" „Noch schneller!" „Bravo!"

Genau in der letzten Sekunde saust der Radfahrer heran, springt hastig vom Rad, läuft den einzigen Steg hinauf, steht an Bord und ruft: „Abfahren!"

Es war der Kapitän.

*

Eine englische Zeitung meldete den Tod eines Geistlichen in folgender Weise:

„Reverend X. hat heute in den Abendstunden die Erde verlassen, um gen Himmel zu fahren."

Darauf erhielt das Blatt spät in der Nacht eine Eildepesche:

„Reverend X. noch immer nicht eingetroffen. Bin äußerst beunruhigt.
St. Peter."

*

Bischöfe haben im allgemeinen eine ausgezeichnete Gesundheit, aber dieses Mal fühlte sich ein Bischof in London nicht ganz wohl und konsultierte seinen Arzt. Der Arzt rieb sich die Nase und riet ihm, den Winter zur Erholung in Algier zu verbringen. Der Bischof meinte, daß sich dies nicht werde machen lassen, daß er sehr viele Verpflichtungen habe.

„Well, Hochwürden", meinte der Arzt und schaute ihn über die Brillengläser an: „Die Sache ist die — hier heißt's entweder Algier oder der Himmel!"

„In diesem Fall", sagte der Bischof, „gehe ich — hm — nach Algier."

*

Der Leiter einer großen Papiermühle in Amerika lud neulich eine Reihe von Graphikern und Buchherstellern der bekanntesten Verlage zu einem Fest. Das Essen war delikat, der Wein floß in Strömen, und als der Leiter sich zu einer Rede erhob, wurde er mit stürmischem Applaus begrüßt.

„Meine Herren", sprach er bewegt, „es ist heute genau fünfzehn Jahre her, daß unsere Mühle ihre erste Papierbestellung von einem Verlage erhielt —"

Stimme aus dem Hintergrund:

„Und wann werden Sie liefern?"

Die Welt sieht immer freundlich aus

bei einem Gancia

Gancia

VERMOUTH DI TORINO

rosso (rot) · bianco (weiß) · dry (trocken)

ein sehr feiner italienischer Vermouth
Nach alten Rezepten sorgsam bereitet

... man muß ihn im Hause haben für alle Fälle ...

EINE DER MEISTGEKAUFTEN UHREN DER WELT!

Nicht nur wassergeschützt sondern 100% wasserdicht!

RW ROAMER

die Schweizer Qualitätsuhr seit 1888

Erhältlich in den durch ROAMER-Konzessionsschild gekennzeichneten Fachgeschäften

Er ist glücklich

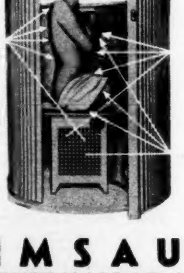
und stolz auf seine charmante Frau. Immer ist sie gut gelaunt. Ihre jugendliche, lebensbejahende Art strömt eine Welle von Sympathie aus. Man sieht ihr weder die Jahre noch die täglich zu erfüllenden Pflichten an. Sie meistert das Leben ... dank FRAUENGOLD

Längst hat sie erkannt, daß dieses wunderbare Frauen-Tonikum die Kräfte von innen heraus erneuert und so dem Körper wieder zu jener gesunden Frische und Elastizität verhilft, die für das Glück einer Frau so viel bedeuten.

.... jetzt noch unterstützt durch die biologisch-aktive FRAUENGOLD-Kosmetik.

Nimm Frauengold

.. und für den strapazierten Menschen unserer Zeit EIDRAN, Gehirn-Funktionstonikum, Blut- u. Nervennahrung.



HEIMSAUNA

KREUZ-THERMALBAD MOD. 50

Diffuse Reflexion der Infrarot-Strahlen, daher Schonung von Herz und Kreislauf.

Was sich in aller Welt seit 50 Jahren bewährt, muß gut sein.

Erprobt bei: Rheuma - Ischias - Lumbago - Neuralgie - Fettsucht - Haut-, Stoffwechsel-, Erkältungskrankheiten - Kreislaufstörungen usw. Zusammenrollbar - Anschl. an Lichtleitg. Verbrauch ca. 5 Pf pro Bad. Auch Ratenzahlung. 8täg. unverb. Probe. Kostenl. Lit. u. Prospekt.

KREUZ-THERMALBAD GMBH
München SE 15 · Lindwurmstraße 76

TRIEPAD WINTERPREISE

Qualitäts-Marken-Fahrräder direkt an Private!
Starkes Rad komplett mit Beleuchtung Gepäcktrg. Schloß – 5 Jahre Garantie 95.-
Sportrad auch komplett 10 Jahre Garantie 119.-
Spezialrad 73.- Buntkatalog gratis! Teilzahlung!
• Kinderräder • Dreiräder • Ballon-Roller •
Triepad Fahrradbau Paderborn 517

Teppiche

Auswahl ohnegleichen

122,50 DM durchgew. hochfl. Velourteppich Gr. 160/240 DM 179.80 Gr. 190/295

Mit oder ohne Anzahlung liefern wir frachtfrei Teppiche, Läufer, Bettumrandungen ab DM 10.— im Monat bis zu 12 Raten. Anker-, Vorwerk-, Kronen- und Orientteppiche zu Mindestpreisen. Besuchen Sie uns Osterfeldstr. 16-20 od. fordern Sie portofrei Preisliste u. 5 Tage z. Wahl 400 vielfarbige Teppichbilder und Proben vom größten deutschen Teppichversandhaus

TEPPICH-KIBEK ELMSHORN

Sternschnuppen

KINDERGARTEN. In der ostzonalen Zeitschrift „Neue Erziehung im Kindergarten" dichtete Johanna Kraeger: „Wenn wir über Plätze gehen, können wir ihn stehen sehen — weißt du, wer das ist? Der Volkspolizist. — Wenn wir über Brücken gehn, können wir ihn stehen sehn, hält getreulich Wacht bei Tag und Nacht. — Weil wir so behütet sind, fürchtet sich bei uns kein Kind, drum danken wir dafür dem Volkspolizisten hier."

*

VOLLBESCHÄFTIGUNG. Einen Posten von rund 1½ Millionen Rasierklingen lieferte eine schwedische Firma nach England. Da der Londoner Zoll jedoch die Stückzahl genau wissen will, hat jetzt ein Beamter den Auftrag erhalten, die Klingen einzeln zu zählen.

*

ABI-TOUR Die Eltern zweier Schüler in Aversa (Italien) erstatteten Anzeige gegen den Schuldiener und den Mathematikprofessor der dortigen Oberschule. Die beiden Beschuldigten nahmen von schlechten Schülern Bestechungsgelder an, wenn diese das Abitur bestehen wollten. Der Schuldiener fungierte als Mittelsmann. Pro Kopf verlangte er rund 270 DM. Die Hälfte bekam der Professor.

WER ANDERN EINE GRUBE... Im Saal des Schöffengerichts von Madison rief Richter Pears den „Fall Tom Clifford" auf, um eine Verhandlung wegen Trunkenheit am Steuer zu führen. Mit rotem Kopf schlich einer der Schöffen verschämt zur Anklagebank.

*

REGIEFEHLER. Mit einem Blumenstrauß empfing der Direktor einer Hamburger Sparkasse am Morgen des Weltspartages die erste Kundin, ein älteres Fräulein. Vor den gerührten Angestellten hielt er ihr eine kleine Ansprache, lobte ihren Sparwillen und geleitete sie persönlich an den Schalter für die Einzahlungen. Das alte Mädchen nestelte das Sparbuch hervor und erklärte zaghaft: „Ich wollte eigentlich 20 Mark abheben ..."

*

EHRLICH. Ein Obsthändler in der Susannenstraße in Hamburg-Altona hat den bekannten Werbespruch mit Erfolg eine persönliche Wendung gegeben: an seinem Karren steht: „Eßt mehr Obst, und ihr macht mich gesund!"

*

WER SICH SELBST ERHÖHT... Im österreichischen Dorf Neufelden wurde von dem 37 Meter hohen Kirchturm der vergoldete Turmhahn gestohlen. — Entrüsteter Kommentar der Lokalpresse: „Wieder ein erschreckendes Beispiel dafür, wie tief ein Mensch zu sinken vermag."

*

DER LETZTE SEINES STAMMES. Heiratsanzeige im „Hamburger Abendblatt": Germane (28, 175 lang) sucht gleichgesinnte nordische Lebensgefährtin zwecks vollkommener Ehe.

*

MIT WEICHER HAND. Der dänische Staat hat jetzt als erster in der Welt weibliche Gerichtsvollzieher angestellt. Man erhofft dadurch größere Zahlungswilligkeit der Verschuldeten.

*

O, MEIN POPO... Die französische „Miß Venus 1955" hat den Dompteur Leroyer auf Schadenersatz verklagt und den Prozeß gewonnen. Leroyer hat die seltsame Angewohnheit, gemeinsam mit seinem Panther Nachtlokale zu besuchen. Bei einem solchen Besuch liebkoste das Raubtier die „Venus", ohne dabei jedoch die Krallen einzuziehen. Die zarte Hinterpartie der dürftig bekleideten Dame litt darunter sichtlich. Als der Gerichtsvollzieher die Schadenssumme von 500 000 Francs bei Leroyer pfänden wollte, empfing ihn an der Wohnungstür ein Bär. Die Pfändung blieb fruchtlos.

*

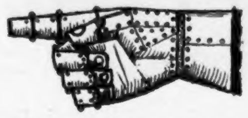
ASTREIN. Eine Lüneburgerin alarmierte die Polizei, weil ein Mann im Lüneburger Kurpark Äste eines Baumes soweit absägte, daß sie auf die Straße stürzten und den Verkehr auf der Soltauer Straße lahmzulegen drohten. Beim Eintreffen des Überfallkommandos stellte sich heraus, daß der junge Mann die Äste absägte, um ungehindert in das Zimmer seiner Braut sehen zu können.

*

FEHLURTEIL. Ein Angestellter des Arbeitsamtes in Bad Oldesloe klagte vor dem Arbeitsgericht gegen seine Behörde, weil er in eine höhere Gehaltsklasse eingestuft werden wollte. Das Landesarbeitsamt beantragte, die Klage abzuweisen, weil der Angestellte keine „eigene geistige Initiation" nachweisen könne. Aus dem Lexikon entnahm der Kläger, daß „Initiation" die Feiern genannt werden, wie sie Naturvölker für Jünglinge und Mädchen bei Eintritt der Geschlechtsreife veranstalten. Der Kläger legte erfolgreich Berufung ein. — Das ominöse Wort sollte Initiative heißen, hatte sich 1954 in ein Urteil des Bundesgerichtshofs als Druckfehler eingeschlichen und gilt seitdem als juristischer Fachausdruck.

*

GOETHE — NICHT WÖRTLICH. In einem Prozeß, bei dem ein Mieter angeklagt war, seinen Hauswirt mit dem klassischen Götz-Zitat erheblich belästigt zu haben, entschied kürzlich das Landgericht Köln: „Die Anwendung des Goethe-Wortes stellt keine erhebliche Belästigung im Sinne des § 2 des Mieterschutzgesetzes dar. Denn diese Redewendung ist inzwischen in weiten Bevölkerungskreisen so in den Sprachgebrauch des

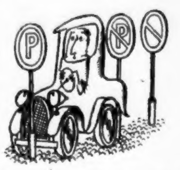
§ 2 

täglichen Lebens eingegangen, daß sie nur noch als ein volkstümlicher Kraftausdruck zur Kennzeichnung des Verlangens, man wolle von dem anderen in Ruhe gelassen werden — nicht aber in ihrem wörtlichen Sinne ausgesprochen und verstanden wird."

*

SCHNELL VON ENTSCHLUSS. An einem Freitagvormittag erschien auf dem Standesamt in der Stadt Santa Monica Yvonne Harriet, um sich die Traulizenz mit John Davis zu beschaffen. Am nächsten Morgen erschien sie wieder und ließ den Namen in Bob Margan ändern. Am Montag ließ sie sich dann trauen — mit John Davis.

*



VERKEHRSREGELUNG. Anscheinend weil die Ansbacher Straßen zu kurz sind gegenüber der Vielzahl der angefertigten Verkehrsschilder, stehen jetzt zum Beispiel auf der nur 300 Meter langen Nürnberger Straße 37 Verkehrsschilder. Die Entfernung zwischen dem „Ende" des Parkverbotsschildes und dem nächsten „Anfang"-Schild beträgt 1,40 m.

*

DRUCKSACHE. Wer in der sächsischen Stadt Zeitz die öffentliche Bedürfnisanstalt am Friedensplatz aufsucht, erhält nach Entrichtung von 10 Pfg. einen Zettel, auf dem es heißt: „Personalausweis Nr. ..., Eingang ..., Ausgang ..., Unterschrift des Bearbeiters ... Der Rat der Stadt Zeitz."

Fernsehen auf Rezept?

Ihr Doktor kann Ihnen zwar kein Fernseh-Rezept ausstellen, aber er wird Ihnen bestätigen, wie wohltuend und schonend es für die Augen und das Zentralnervensystem ist, die fahle Helligkeit des Fernsehbildes zu kolorieren durch den

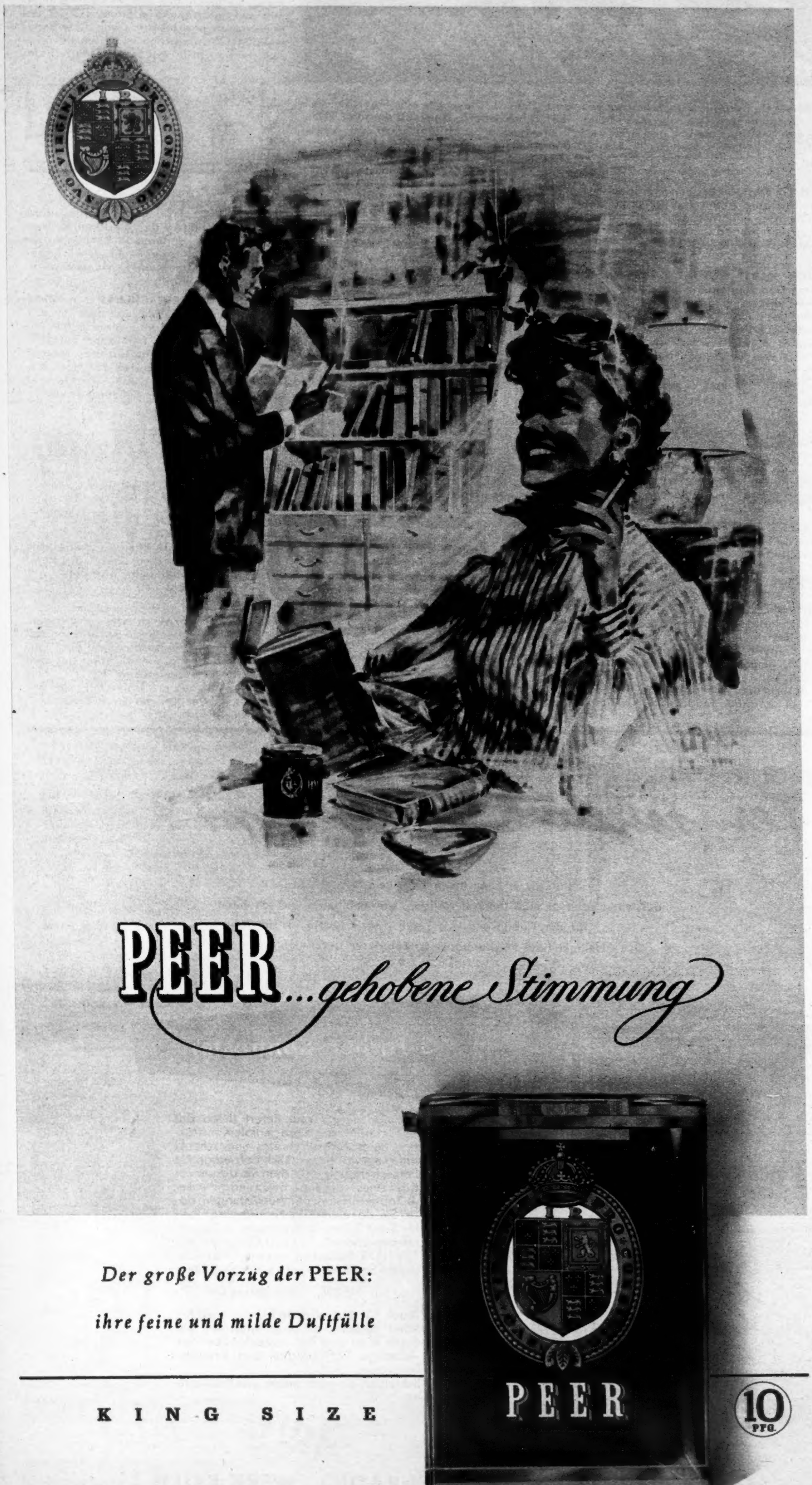
3-Farben-Kontraster

Als einzige Firma liefert Ihnen das TEFI-Radiowerk diese geniale Konstruktion eines Fernsehgerätes und schenkt Ihnen endlich das wirklich befriedigende Fernseherlebnis. Besuchen Sie darum vor Kauf eines Fernsehgerätes zunächst unsere Fabrikfilialen oder Ausstellungen, damit Sie das einmalige Fernsehgerät Tefilux S mit 3-Farben-Kontraster in Betrieb erleben können. TEFILUX ansehen, mit TEFILUX fernsehen, — zwei Erlebnisse, auf die Sie nicht länger verzichten sollten.

Preis nur DM 898,– Monatsrate DM 39,–

Auch für Sie wichtig! Unser ausführlicher 16-Seiten-Katalog informiert Sie durch Wort und Bild kostenlos über das vielseitige TEFI-Radio- und Fernseh-Programm.
Schreiben Sie noch heute eine Postkarte an:

TEFI-RADIO · WERK KÖLN 1



DER STAR-KASTEN

Veit Harlan wurde vom Vorstand des Verbandes bayerischer Kinobesitzer eingeladen und benutzte diese Gelegenheit zu einem umfassenden Selbstbekenntnis. So sagte er u. a., daß er falsche Filme gemacht habe, daß „Sterne über Colombo" hinten und vorne nicht gestimmt und vollendeter Quatsch gewesen sei. Er lobte den gesunden Instinkt des Publikums, das recht daran getan hat, seinem Film „Verrat an Deutschland" fernzubleiben. „Meine Warte ist niemals politisch gewesen — habe aber politische Filme machen und darunter leiden müssen. Ich will wieder Filme machen wie vor 1945, als ich aufhören mußte, das zu tun, was ich gern hatte. Diese Filme hießen „Die goldene Stadt", „Opfergang", „Jud Süß", „Kolberg".

*

Martine Carol ist jetzt in ihrer ganzen Schönheit in Uruguay zu sehen. Als im einzigen Land der Erde läuft dort ihr Film „Lukrezia Borgia" ohne Schnitte. In allen anderen Ländern fielen die gewagten Szenen der Zensurschere zum Opfer.

*

Gert Fröbe, vor Jahren Deutschlands 85pfündiger Normalverbraucher, trägt heute das stattliche Lebendgewicht von 220 Pfund mit sich herum. Als sein letzter Film „Die Helden sind müde" in Paris aufgeführt wurde, schrieb ein Kritiker: „Die Rolle des Heinrich spielte Gert Fröbe, das deutsche Filmwirtschaftswunder."

*

Kurt Meisel spielt in dem Film „Zwei blaue Augen". Während einer Drehpause telefonierte er mit seiner Frau Uschi Lingen in München. Am Schluß des Gespräches fragte er sie: „Und wie geht es dem Chef?" Der „Chef" im Hause Meisel ist der einjährige Sohn Stefan, Theos Enkel, dessen erste Kinderschuhe der stolze Vater als Talisman am Rückspiegel seines Autos aufgehängt hat.

*

Marlene Dietrich tritt auch in diesem Jahr mit großem Erfolg in einem Nachtlokal in Las Vegas auf. An ihrer Garderobentür hat sie folgende Notiz anbringen lassen: „Ich weiß, daß ich heute schöner bin denn je und daß ich noch nie jünger ausgesehen habe. Vielen Dank! Aber wenn Sie mir nichts Neues zu sagen haben, dann bleiben Sie doch bitte draußen."

*

Lou van Burg, Rundfunk- und Schallplattenstar, erhielt während seines Hamburger Gastspiels ein nicht alltägliches Angebot von einer Verehrerin: Ein Päckchen mit einem Schlüsselbund und einen Zettel mit den Worten: „Meine Tür steht Tag und Nacht für Sie offen."

*

Gustav Ucicky, Regisseur so bedeutender Filme wie: „Morgenrot", „Der Postmeister", „Flüchtlinge" usw., wurde 1945 von den Alliierten verboten. Für die Hamburger Real-Film drehte er jetzt „Zwei blaue Augen", der in der deutschen GmbH des englischen Rank-Verleihs erscheint. Dessen Direktoren kamen 1945 als Filmoffiziere nach Deutschland und verboten Gustav Ucicky.

*

Rudolf Vogel, Schauspieler und Rundfunksprecher, spielt in der Filmkomödie „Alexander — der Große" zum erstenmal mit seinem Sohn zusammen. Peter Vogels Meinung über seinen Vater: „Ich hatte noch nie einen so unangenehmen Kollegen."

*

Luise Ullrich, 44, erregte auf einem Presseempfang in Hamburg großes Aufsehen: sie trug fingernagelgroße Miniaturvasen aus Silber als Ohrringe, aus denen, je nach Kopfbewegung, Parfüm verduftete. Frau Ullrich hat sich vorgenommen, das goldene Sportabzeichen zu machen.

*

Marc Allégret, Regisseur des Films „Die Liebe der Lady Chatterley", drehte zehn Stunden an einer einzigen Liebesszene. Um bei der Zensur keinen Ärger zu erregen, ließ er ständig hin und her wandernde Lichter und Reflexe spielen, wodurch zwar Erotik suggeriert wird, Details jedoch nicht zu sehen sind. Danielle Darrieux in der Hauptrolle der Schloßherrin Lady Chatterley verbat sich bei dieser Szene alle Fotografen.

*

Claus Holm wohnte während der Dreharbeiten zu dem Film „Zwei blaue Augen" in der Hamburger Hotel-Pension Trittau. An seinen drehfreien Tagen gestaltete er den Garten der Pension völlig neu. Er mähte den Rasen und pflanzte neue Sträucher. Er blieb noch zwei Tage in Hamburg, als der Film schon abgedreht war, um noch einen Seitenweg anzulegen. Jetzt heißt der Garten „Claus-Holm-Gedächtnis-Park".

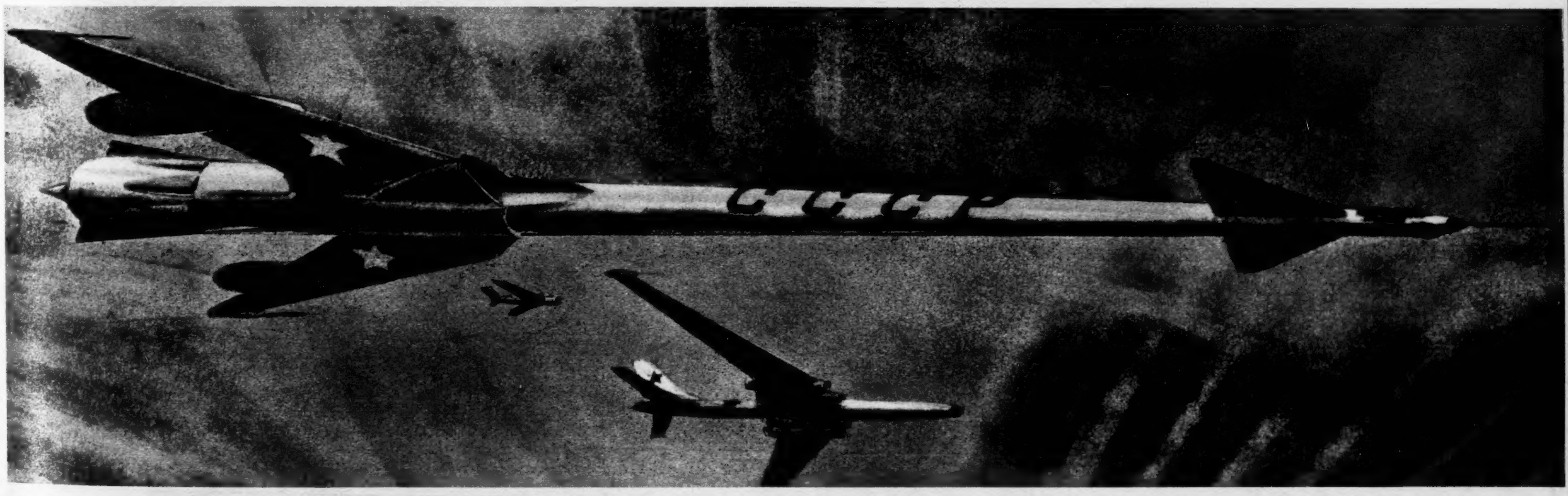
*

Sascha Guitry, der 72jährige französische Regisseur, Autor und Schauspieler, dreht zur Zeit den teuersten Film, der je in Frankreich gemacht wurde: „Paris". Da die Atelierflächen für die monumentalen Bauten nicht ausreichten, mietete Guitry den zur Zeit leerstehenden Pariser Ausstellungspark. Auf diesem Gelände wurden nebeneinander die wichtigsten Pariser Plätze und Gebäude in Originalgröße aufgebaut: Die Kirche Notre Dame, der Louvre, die Bastille und die Bauten am Place de la Concorde.

Änne Roth (46) wurde im Unterrock auf die Straße gejagt

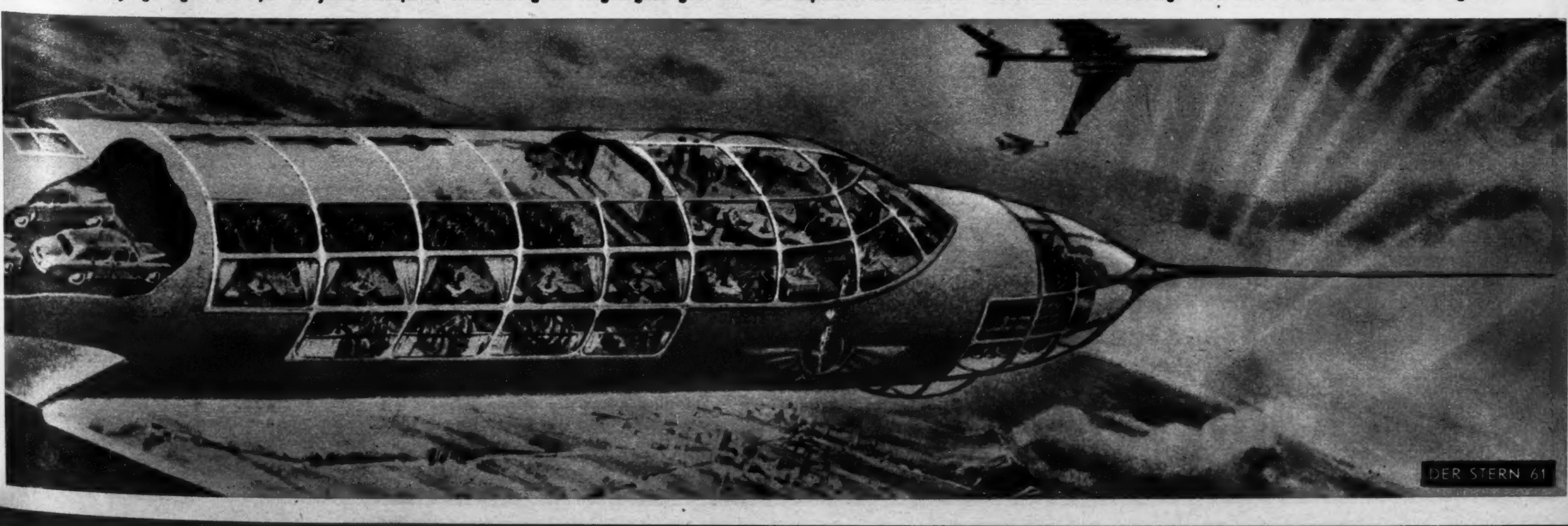
Modenschau vor dem Richtertisch

Man hat mich bei dieser Kälte nur in einem seidenen Unterrock und einem Pullöverchen auf den zwölf Kilometer langen Weg nach Hause geschickt", protestierte Änne Roth erbittert vor dem Aachener Schnellgericht und legte ein federleichtes, blumiges Etwas auf den Richtertisch. Die 46jährige Modistin Änne Roth kam damals mit ihrer Schwägerin Ella Sturm aus dem holländischen Einkaufsparadies Heerlen. Als die beiden die Zollwache des Aachener Grenzgebietes passierten, erspähte Zollvorsteher Lehmann Ännes neues Kostüm. „In Holland gekauft", stellte die Untersuchungsbeamtin fest. „Nein! In Köln! In einem Kaufhaus", protestierte Änne. Erst gegen Mitternacht ließ man sie laufen. Ohne Kostüm. Als Änne bald darauf eine Strafverfügung über 40 Mark erhielt, erhob sie Einspruch und beschaffte eine Bescheinigung, daß das Kostüm tatsächlich in Köln gekauft wurde. Der Zoll schickte nun einen Beamten mit einem schwarzen Kostüm zur persönlichen Nachprüfung nach Köln. „Dieses Kostüm ist nicht von uns", erklärte man dort, aber Änne gab nicht auf, forschte selbst weiter und stellte fest, daß der Zöllner mit einem falschen Kostüm nach Köln gefahren war. Ihr eigenes war irrtümlich versteigert worden. Der Prozeß begann mit einer einstündigen „Modenschau" vor dem Aachener Schnellgericht und achtzehn Zeugen. „Das ist nicht mein Kostüm", erklärte Änne und führte dem Richter das „von der Versteigerung wiederbeschaffte" Kostüm vor. Alle Verhandlungen verliefen erfolglos. „Freispruch für Änne Roth. Die Kosten des Verfahrens (ungefähr 10000 DM) fallen der Staatskasse zur Last", entschied endlich der Richter. Auf dem Richtertisch blieb das hartumstrittene Kostüm zurück.



Nonstop-Flug um die Erde

Dreifache Schallgeschwindigkeit, Atomantrieb, Platz für zweihundert Passagiere und ein gutes Dutzend Autos – das sind die Stichworte, die Rußlands führender Luftfahrtwissenschaftler Prof. G. I. Pokrovsky in der Zeitschrift „Junge Ingenieure" für die jetzt anlaufende Entwicklung im Flugzeugbau gab. In seinem Entwurf trennt er den Passagierteil (rechts) von der Atomenergieanlage (links im Heck) durch einen fast zweihundert Meter langen Rumpf. Dadurch wird die gefährliche Einwirkung radioaktiver Strahlen auf die Menschen vermieden. Im Aufriß unten: ganz rechts die Besatzungskanzel, dahinter Promenadendeck, Rauchsalon und Speiseraum, dann Bordkino, Kabinen, Arbeitszimmer und dahinter die Gepäckräume. Zwischen Vorderteil und Atomanlage wird eine Isolierwand aus Blei eingebaut



Aus Rache stürzte sich Benjamin Fauth mit seinem Flugzeug auf das Bankgebäude, in dem er Jahre gearbeitet hatte

Faruk vorm Kadi

Wegen Verleumdung verklagt die finnische Schönheitskönigin Mirva Arvenin Exkönig Faruk, der gegen Mirva intrigiert, weil sie angeblich eine Liebesaffäre mit seinem Privatsekretär hatte. „Faruk hat dieses Gerücht in die Welt gesetzt, weil ich nicht seine Geliebte wurde", behauptet bitterböse Miß Finnland.

Der Privatsekretär

Mirva Arvenin: Ex-König oder Sekretär, das bleibt hier die Frage

Filialleiter
Robert Workmann

Selbstmörder
Benjamin Fauth

Tödliche Rache

„Es tut mir leid, aber ich muß sie entlassen", erklärte der Filialleiter der Bank of America in Los Angeles seinem Kassierer, dem ehemaligen Luftwaffenoffizier Benjamin Fauth (29). Fauth nahm das persönlich und sann auf Rache. Am nächsten Tag mietete er sich ein Privatflugzeug und steuerte es im Gleitflug direkt auf den Schalterraum des Bankgebäudes.

Der Wurm im Zankapfel

Immer wenn sich nationale Leidenschaften an der Zypernfrage erhitzen, droht das Mittelmeer überzukochen. Seit einem Jahr muß die Polizei immer wieder in Athen und auf Zypern mit Tränengasbomben gegen fanatische Demonstranten vorgehen, die den Anschluß der Mittelmeerinsel an Griechenland mit allen Mitteln erzwingen wollen. Terror und Gegenterror nationalistischer Gruppen wüten auf der Insel, deren griechische Bewohner sich gegen ihre britischen Kolonialherren auflehnen. Vier Fünftel der 500 000 Zyprioten sind Griechen, ein Fünftel sind englandtreue Türken. Stündlich kann der offene Bürgerkrieg losbrechen, und die Briten hätten deshalb die Insel längst geräumt, wenn Zypern nicht das strategische „Sesam-öffne-dich" zum Nahen Osten und Mittelmeerraum wäre. Nach tausend Jahren fremder, stets wechselnder, allerdings nie griechischer Herrschaft, wollen die Zyprioten endlich gleichberechtigter Teil des griechischen Mutterlandes sein und kein internationaler Zankapfel mehr, in dem der Wurm der Unfreiheit nagt.

Heinz Henn
Erpressungsplan
griff er kopflos

De
sch

Polizei e

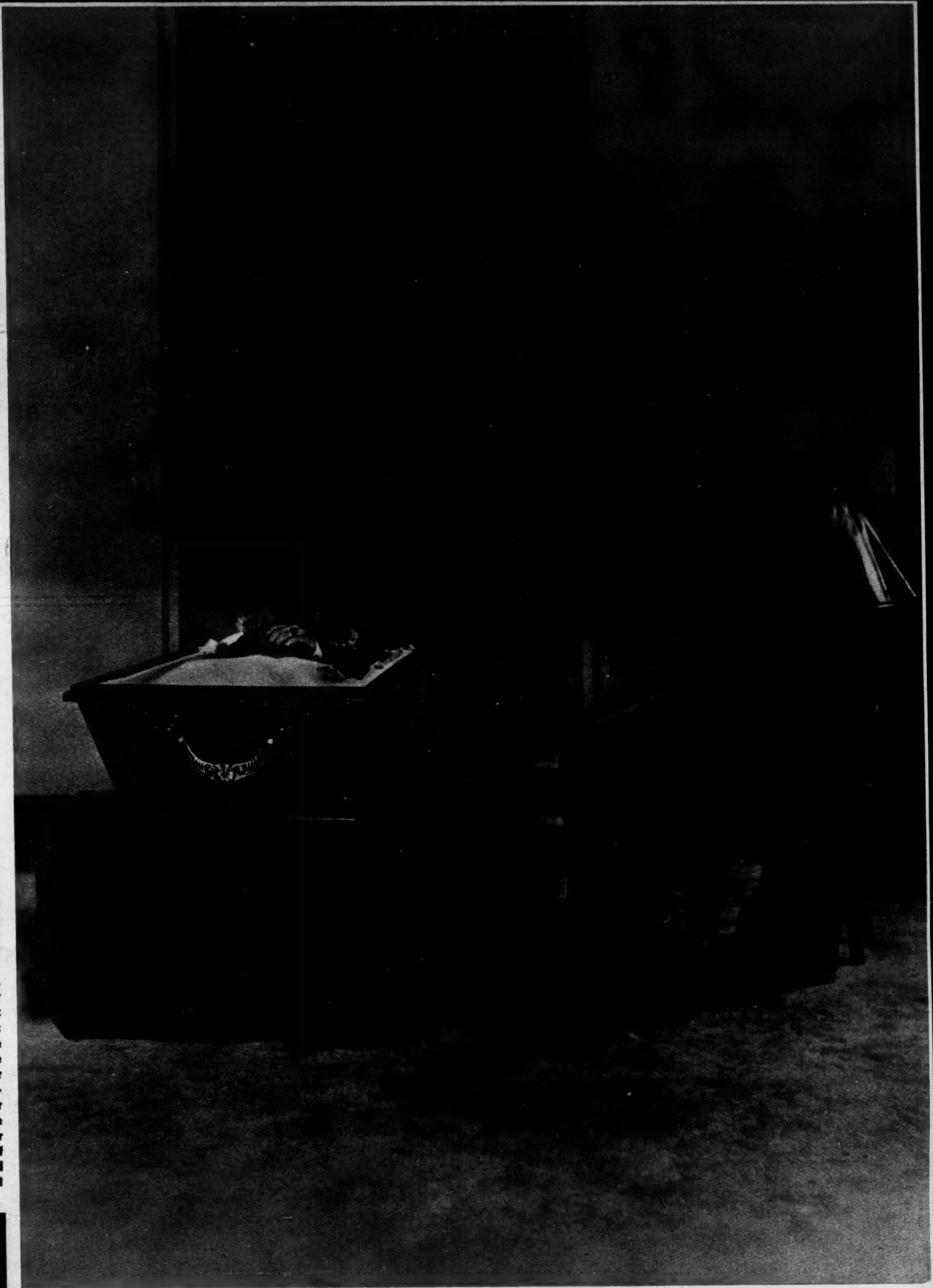
„Der Unerbit
presserbrief,
Hennies aus
zwei Ingenieu
haftem Deuts
gefordert, a
Mitternacht 2
Ehlershausen
den einen gra
er es in Schur
tag um Mitte
Am Sportpla
Polizei erwar
fuhr auf sei
„Hände hoch
am Lenker.
weiter. Da g
ihm her —
schüsse. Dann
Kopfwunde s
Polizisten sa
verletzen wo
einen Halbw
wenn, mußt

Heinz Hennies *hatte einen ganz laienhaften Erpressungsplan. Als die Polizei ihn stellte, ergriff er kopflos die Flucht. Aber er kam nicht weit*

Der Mond schien hell

Polizei erschoß 17jährigen

„Der Unerbittliche" stand unter dem Erpresserbrief, den der Bäckerlehrling Heinz Hennies aus Burgdorf bei Hannover an zwei Ingenieure geschickt hatte. In fehlerhaftem Deutsch hatte er seine Opfer aufgefordert, am kommenden Sonntag um Mitternacht 2000 DM auf dem Sportplatz in Ehlershausen zu hinterlegen, oder sie würden einen grausamen Tod erleiden. So hatte er es in Schundromanen gelesen. Am Sonntag um Mitternacht wollte Heinz kassieren. Am Sportplatz wurde er bereits von der Polizei erwartet. Der Mond war voll. Heinz fuhr auf seinem Rad. Plötzlich hörte er: „Hände hoch!" Der Junge hatte die Hände am Lenker. Er reagierte nicht, strampelte weiter. Da gellten vier Warnschüsse hinter ihm her — und noch einmal vier Warnschüsse. Dann fiel der Todesschuß. Mit einer Kopfwunde stürzte Heinz auf die Straße. Die Polizisten sagen, sie hätten den Täter nur verletzen wollen. Aber war es nötig, auf einen Halbwüchsigen zu schießen! Und wenn, mußte es ein Kopfschuß sein!



An der Leiche seines Sohnes *brach Vater Hennies zusammen. Sein ältester Sohn Willi stützt ihn. Vater Hennies ist ein biederer Schrankenwärter. Er kann nicht begreifen, daß sein Sohn Heinz einen so gefährlichen Streich begangen hat. Aber noch viel weniger kann er es fassen, daß sein Junge die Tat mit dem Leben bezahlen mußte — getroffen von der Kugel eines Polizisten*

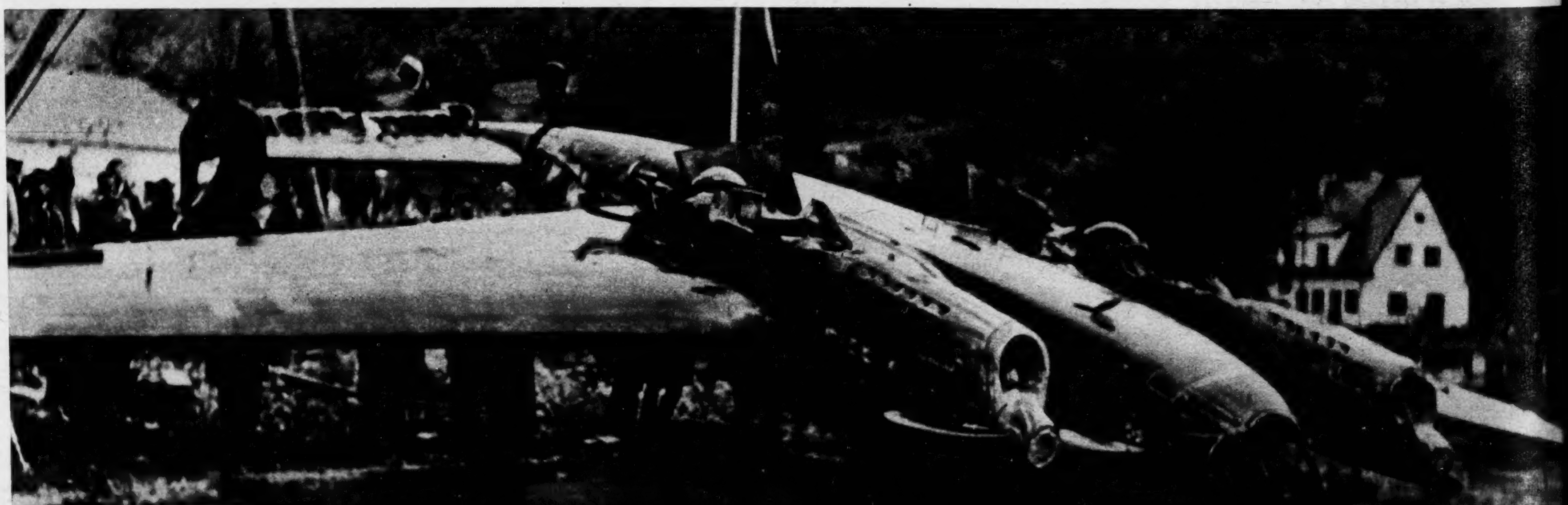
Vater Hennies *kam zehn Minuten nach dem Tod seines Sohnes an den Tatort. Er berichtet: „Ein Polizist herrschte mich an: ‚Machen Sie, daß Sie hier wegkommen'. Ich warf mich über meinen Jungen. Ich schrie: ‚Da muß man doch Fotos machen, den Staatsanwalt anrufen'. Der Polizist sagte: ‚Staatsanwalt sind wir selbst'. Sie haben dann am Tatort tatsächlich keine Aufnahmen gemacht"* ←

So geschah es. *Unser Bild rekonstruiert den Vorfall. Heinz versuchte mit seinem Fahrrad auf der schmalen Landstraße zu fliehen. Hinter ihm rief ein Polizist: „Hände hoch!" Es gelang Heinz noch, an einem zweiten Posten vorbeizukommen. Den dritten erreichte er schon nicht mehr. Ein Polizeiobermeister erschoß ihn von hinten. Die klare Sicht betrug in dieser Nacht 250 bis 300 Meter* →

AUF DEM TIMES SQUARE der berühmtesten Straße von New York, ließen sich Adele Welcher (22) und Jerome Seltzer (27) aus Chile trauen. Die beiden hatten in dem Preisausschreiben einer Filmgesellschaft 5000 Dollar und eine Hochzeitsreise nach Havanna gewonnen. Nach den Bedingungen dieses Preisausschreibens mußte aber das Gewinnerpaar genau wie das Liebespaar eines neuen Filmes auf der Straße heiraten

REKLAME FÜR GOTT macht ein katholischer Pfarrer der St.-Michael Kirche von Bonn, indem er einen Schaukaste mit dem Plakat eines wohlgeformten Mädchenbeines neben der Kirchentür anbracht „Sinn und Zweck der Reklame ist es, den Menschen Tag für Tag den Namen eine bestimmten Fabrikats einzuhämmern, damit sie sich beim Einkauf sofort dara erinnern. Etwas Ähnliches bezwecken auch wir mit unserem Schaukasten. Wora wir auch diesmal wieder ganz sanft erinnern wollen, ist die allwöchentliche Jugend messe, freitags 6.15 Uhr“, lasen die Neugierigen auf einem Zettel unter dem Plaka

BUNTE FEDERWOLKEN in leuchtenden Sommerfarben werden i diesem Winter beim Nachmittagsbumme und zur Cocktailstunde die Köpfe der Damen zieren. Laddy Northrige aus Londo kreierte eine duftige Abendkappe aus bestickter Seide und hellblauen Straußenfeder (links). „Kasserolle“ nannte der Pariser Walter Florell dieses extravagante Cocktail hütchen aus leuchtend orangefarbenem, federbestecktem Filz (Mitte). Die weißseiden bretonische Schifferkappe mit schneeigem Hermelin und passendem Muff von Am brose soll seine reizende Trägerin auf einem Winterspaziergang behüten (rechts



Warum habt ihr mich nicht vorher gefragt

ich habe ja schließlich gewußt, daß die Maschine weder Gold noch Geheimdokumente geflogen hat“, meinte d 33jährige Maschineningenieur Willi Herold aus Würzburg, als es jetzt endlich gelang, das sagenumwobene Kurie flugzeug aus dem Attersee im Salzkammergut zu bergen. Die Schatzsucher ließen sich die Bergung des Flugzeug einige Millionen kosten, statt zunächst einmal nach Überlebenden zu forschen. Als die munitionsbeladene Siebel 2 in den letzten Kriegstagen auf einem Flug nach Rimini brennend in den See stürzte, wurde nur Willi Herold, der Bor funker, gerettet. Jetzt, zehn Jahre nach der furchtbaren Katastrophe, sah er den stählernen Sarg seiner Kameraden wied

.-Michael
chaukaste
anbrachte
amen eine
fort dara
en. Wora
he Jugend
dem Plaka

werden i
agsbumme
aus Londo
außenfeder
e Cocktail
eißseiden
ff von Am
en (rechts

, meinte d
bene Kuri
s Flugzeug
e Siebel 2
ld, der Bor
raden wied